

No 4896.50

V.350



M. OCT 23

U SEP 14

M. NOV 15 ✓

1948

M SEP 26

D JAN 18

U AUG 1

M NOV 13

MAR 15 A

~~AUG 28~~

JUN 25 A

J APR 16

F AUG 20

A. MAY 22

JUL 30

NOV -9 1948

AUG 28X

20 Pfennig.

12 Kr. ö. B.

Universal-Bibliothek

3440

Moderne Probleme.

Ein Zeitbrevier

von

Emil Peschkau.

Leipzig

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Universal-Bibliothek.

Bis Oktober 1895 sind 3440 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

3405. **Webers Demokrit.** 2. Band: Was ist lächerlich?
3406. **Jugend-Liederbuch.**
3407. **Dramatische Bwiegespräche.** Für das Berufs-theater und für die Dilettantenbühne gesammelt und herausgegeben von Carl Friedr. Wittmann. Drittes Bändchen: Musmé. Um einen Ruß. Die beiden Trozigen.
- 3408—10. **Georges Ohnet, Sergius Panin.** Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Lubten.
- 3411—13. **Fürst Bismarcks Reden.** Mit verbindender geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Philipp Stein. 3. Band: Graf Bismarck, Ministerpräsident u. Bundeskanzler. 1866—1868. Mit Bismarcks Bildnis aus dem Jahre 1868.
- 3414/15. **Paul de Kock, Herr Krautkopf** sucht seine Frau. Roman. Deutsch von J. Olden.
3416. **Solo-Spiele.** Gesammelt und herausgegeben von Carl Friedr. Wittmann. Sechstes Bändchen: Ahasver. Die Braut. Vor dem Polsterabend. Ich heirate nie!
3417. **A. Wahlenberg, Arme Kleine.** Lustspiel in einem Aufzug. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Auerbach und Wittmann.
- 3418—20. **Buddhas Leben u. Wirken.** Nach der chinesischen Bearbeitung von Aevagoshas Buddha-Carita und deren Übersetzung in das Englische durch Samuel Beal in deutsche Verse übertragen von Th. Schulte.
- 3421—25. **Oesterreichische Civilprozeß-gesetze.** Erste Abteilung. **Jurisdiktions-norm und Civilprozeßordnu**ng Jahre 1895 samt Einführungstextausgabe mit Hinweisen ahörige Gesetze und Berordnungsonstigen Anmerkungen und einführlichen Register. HerausgegeDr. Edmund R. von Herzfeld.
- 3426—30. **F. A. Mignet, G**der französischen Revolution. 1788. Deutsch von Dr. Friedr. Köhler. Neu bearbeitet und mit Anme versehen von Dr. Robert Geerl einem Plan.
- 3431/32. **Vrchlický, Jaroslav, C** Ausgewählt und übersetzt von f Adler. Mit dem Bildnis des Dichter
- 3433 **Erdmann und Hartwig, S** sekretär Sr. Durchlaucht. Lust drei Aufzügen.
3434. **Musiker-Biographien.** 18 Cherubini Von Maxim. Emil Wi
3435. **Wagner, O., Der stille A** Berliner Lebensbild mit Gesang i Aufzug.
3436. **Staack, S. C., Die Eß** Erkenhof. Volksstück aus dem E walde in fünf Aufzügen.
3437. **Bornstein, Arthur, Der T** arzt und andere Humoresken.
3438. **Hebbel, Friedrich, Dem** Trauerspiel in fünf Aufzügen un Vorspiel. Ergänzt und für die bearbeitet von Heinrich Teweles
3439. **Neera, Die Strafe.** Erz Frei nach dem Italienischen v Siegfried Lederer.
3440. **Peschkau, Emil, Modern** bleme. Ein Zeitbrevier.

Einband=Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie selben zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titelfrau 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

9

Moderne Probleme.

Ein Zeitbrevier

von

Emil Feschkau.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Moderne Probleme.

Inhalt.

	Seite
Die Kunst der Zukunft	5
Geistige Begabung	18
Die Frau des kleinen Mannes	26
Kinderspielzeug	33
Moderne Zauberei	38
Die Göttin des Jahrhunderts	48
Wie man die Mäuse fängt	58
Keine Zeit	62
Unbekannte Welten	67
Freiheit und Gleichheit — Gerechtigkeit und Liebe	72
Der Luxus einst und jetzt	76
Die Arbeitskraft der Zukunft	90

Die Kunst der Zukunft.

Die künstlerische Bewegung, die in unseren Tagen so viel von sich reden macht, ist eigentlich schon so alt, daß die Namen „Junge“ und „Jüngste“, die man ihren Vertretern gegenüber gern anwendet, für denjenigen, der die ganze Entwicklung überschaut, nicht ohne Komik sind. Wie es dem norwegischen Maler Munch vor kurzem in Berlin erging, so erging es schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren dem Franzosen Manet in Paris, der, nachdem man ihm überall die Thür gewiesen, dem Publikum endlich im Jahre 1867 seine naturalistischen Bilder in einer Special-Ausstellung vorführte. Was die Musik betrifft, so ist die Bewegung überhaupt etwas erlahmt, weil keiner es dem Großen von Bayreuth nachmachen kann, der so einzig organisiert war, daß er durch eine erstaunliche Summe nicht musikalischer Fähigkeiten gewissermaßen ersetzte, was er als Musiker nicht leisten konnte. Auf dem Gebiet der Poesie wird nun allerdings viel Lärm gemacht, aber diejenigen „Modernen“, deren Schöpfungen größeres Interesse erregt haben, wie Zola, Ibsen und Tolstoj sind recht alte Herren, und bevor ihr Stern leuchtete, hat schon derjenige Balzacs, Flauberts u. a. geleuchtet. Immerhin existiert die Bewegung noch und sie erregt bisweilen die Gemüther aufs heftigste, so daß sogar Professoren abdanken wollen, Vereine sich in Hälften spalten und der Staatsanwalt angerufen wird, um das Vaterland zu retten. Die Kämpfe zwischen den „Alten“ und den „Neuen“ dauern fort, und wenn sich von den letzteren auch immer wieder Sekten abzweigen, wenn auch das Neue sich manchmal als etwas ganz Neues ankündigt (in der Literatur zum Beispiel als „Symbolismus“ gegenüber dem

„Naturalismus“), so ist die eigentliche Streitfrage doch immer dieselbe, es handelt sich beständig um die gleichen Gegensätze. Die Alten strebten — so wird behauptet — nach der „Schönheit“ — und die Neuen streben — so wird wieder behauptet — nach der „Wahrheit“. Die Kunst der Vergangenheit gehörte dem Idealen, die der Zukunft gehört der Wirklichkeit. Früher komponierte man, um einen möglichst harmonischer Eindruck zu erzielen, während die Modernen nur der Natur möglichst nahe zu kommen suchen. Das sind nun freilich Gegensätze, wie man sie schroffer nicht denken kann, und wenn sie thatsächlich bestehen, so ist die „neue Kunst“ in Wahrheit etwas ganz Neues. Auffallend ist nur, daß sich dieses Neue das Kunstpublikum offenbar nicht zu erobern vermag, sonst müßte die Bewegung bei ihrem ehrwürdigen Alter doch schon erloschen sein. Wagner und Zola haben allerdings große Erfolge erzielt, aber sie erzielten sie durch Mittel, die außerhalb der Kunst oder wenigstens ihrer Kunst lagen, und daneben auch noch durch die Mittel der alten Kunst. Gar viele lassen geduldig die „Walküre“ über sich ergehen, um nur das schöne „Frühlingslied“, den schönen „Feuerzauber“, die wunderbare Poesie von Brunhilds Abschied zu genießen, und gar mancher wird durch den bisweilen erhabenen schönen Aufbau einer Zolaschen Romanscene oder eines ganzen Romans über die häßlichen oder langweiligen Einzelheiten fortgerissen. Die Massenwirkung erzielte Wagner aber durch die rohsinnlichen Effekte seiner Werke, und Zola erzielte sie durch die Spekulation auf die gemeinen Triebe. Von einem Sieg „der neuen Richtung“ kann selbst bei den erfolgreichen ihrer Vertreter nicht die Rede sein, ja die große Mehrheit des Kunstpublikums folgt sogar lieber den schwächlichsten Nachahmern der alten Meister, als talentierten Vertretern des Neuen. Das ist auffallend, aber ebenso auffallend ist es auf der anderen Seite, daß die Bewegung, trotzdem sie aus sich heraus in verhältnismäßig langer Zeit nur geringfügige Resultate erzielt hat, doch nicht zur Ruhe kommt, und ferner, daß ihr von weiten Kreisen

starke Sympathien entgegengebracht werden. Man sieht vielfach das Neue durchaus nicht so kritisch an wie das Alte, man ist wohlwollend, zur Förderung geneigt, man unterliegt zeitweilig geradezu einer Suggestion und glaubt ein halbes Jahr lang oder auch länger an eine geniale Begabung, wo keine ist, man läßt sich immer wieder von irgend einem Aller-neuesten fördern, um ihn dann enttäuscht, aber nur ungern, mit gewissen Zweifeln gegen sich selbst, fallen zu lassen, man genießt mit Behagen die Werke derjenigen, die zur alten Richtung gezählt werden, und behandelst sie von oben herab, wie eine Art amüsanten Clowns, die nicht ernst zu nehmen sind, während man sich mit den Neuen langweilt oder eckelt, sie aber mit ehrfürchtigen Schauern betrachtet, ihnen zuklatscht und sie immer nur mit den großen Meistern der Vergangenheit in einem Atem nennt. Ich stehe erst seit einem Jahrzehnt im litterarischen Leben, aber die Schillerchen und Shakespearechen, die ich habe taufen sehen, hätten für ein Jahrtausend gereicht. Sie sind auch sämtlich aus ihren Bindeln nur wenig herausgekommen und viele von ihnen sind sogar längst wieder verschollen, vergessen.

Das alles ist, wie gesagt, in hohem Maße auffallend und es drängt zu einer ernststen Frage. Giebt es wirklich eine „alte“ Kunst und eine „neue“, haben die Gegensätze, welche die Theoretiker der beiden Richtungen aufstellen, eine Berechtigung? Und wenn es so ist — welche Kunst wird siegen, welche wird die Kunst der Zukunft sein? Wenn es aber nicht so ist — woher kommt die Bewegung mit den oben skizzierten widerspruchsvollen Erscheinungen — und weiter: was dann?

Ich habe nicht die Absicht, all' die langatmigen Erörterungen der feindlichen Kunsttheoretiker gegen einander abzuwägen, weil ich glaube, daß man auf diese Art zu keinem Ziel kommen kann. Hätten die Ästhetiker der alten Richtung recht, dann wäre alles weitere künstlerische Schaffen überhaupt zwecklos, da die Meister der Vergangenheit dem „Schönheitsideal“ so nahe kamen, daß es einen Fortschritt darüber hin-

aus nicht giebt. Hätten aber die Neueren recht, dann wär das künstlerische Schaffen ebenso zwecklos. Dann brauchten wir keine Dichter mehr, sondern Beobachter, Männer der Wissenschaft. Wir brauchten keine Maler mehr, sondern Photographen und Techniker, die uns die Farbenphotographie erfinden. Wir brauchten auch keine Musiker, sondern Mechanismen, mit denen man alle möglichen Geräusche naturgetreulich nachahmen kann, und an Stelle des Gesanges würde der Ausdruck der Leidenschaften und Empfindungen durch Schreien Stöhnen, Flüstern u. s. w. kommen. Die Extreme der beiden Richtungen haben denn auch wirklich beide das Ziel erreicht daß sie der Kunst die Zukunft geradezu absprechen. Die einen meinen, es könne nur mehr Nachahmer der großen Künstler der Vergangenheit geben, und die andern sehen die Kunst aufgehen in der Wissenschaft und im höheren Handwerk. Beide schauen geringschätzig auf all' das junge drängende Leben in den Künsten herab, und beide haben unrecht, nicht allein, weil sie an den Extremen ihrer Theorien angelangt sind, sondern weil diese Theorien selbst nur in sehr beschränkter Maße Giltigkeit haben.

Um nun diesen unheilvollen Hirngespinnsten, die selbst starke Talente verwirren und lähmen müssen, ein Ende zu machen, giebt es eigentlich einen sehr naheliegenden Weg, indem man die Kunst einmal naturwissenschaftlich betrachtet. Sie ist ja doch auch nichts anderes, als ein Naturprodukt. Sie ist ein Erzeugnis des seelischen Lebens, und dieses ist eine Naturerscheinung gerade so wie die Elektrizität, wie das Licht, wie das Leben überhaupt. Untersuchen wir die Existenzbedingungen der Kunst, ihren Ursprung und ihre Entwicklung, wie der Naturforscher einen Organismus oder irgend ein anderes Resultat des schaffenden Triebes, der „Kraft“ verfolgt. Dann müssen wir doch auch wohl zu einer unbestreitbaren Antwort auf die Fragen gelangen, über die sich die Kunsttheoretiker nicht einig sein können.

Wie kamen wir zu einer Kunst, woher stammt sie, wie

bildete sich der Keim ihres Lebens? Um zunächst bei einem bestimmten Falle zu bleiben, wo liegt etwa der Ursprung der Musik?

In der sogenannten „Schnecke“ des Gehörorganes befindet sich ein nach seinem Entdecker Corti benannter Apparat, der aus vielen Tausenden von Nervenzellen besteht. Jede dieser Zellen ruht auf einer elastischen Faser, die einer gespannten Saite vergleichbar ist, und jede dieser Fasern wird nur durch einen einzigen bestimmten Ton in Schwingung versetzt, so daß also auch jede Hörzelle nur durch den betreffenden einen Ton erregt wird. Dieser Vorrichtung verdanken wir es, daß wir die Intervallen zwischen den einzelnen Tönen wahrnehmen, daß wir „musikalisches Gehör“ besitzen, und es ist selbstverständlich, daß dasselbe um so feiner sein wird, je mehr Hörzellen vorhanden sind. Nun hat uns die Natur das Cortische Organ aber durchaus nicht zu dem Zwecke gegeben, damit wir musizieren oder Konzerte besuchen können. Auch die Tiere besitzen es, im Kampf ums Dasein, unter dem Einfluß der natürlichen Züchtung wurde es immer vollkommener, und auch dem Urmenschen war es gleich den Tieren nur ein nützliches Organ, das ihm dazu half, sich seine Nahrung zu erbeuten und sich seiner Feinde zu erwehren. Der Mensch teilt also die Anlage zur Musik mit den Tieren, und er ist ihnen darin nicht einmal sehr überlegen — weist doch zum Beispiel die Katze schon durchschnittlich ca. 12000 Hörzellen auf, den 15000 des Durchschnittsmenschen gegenüber. Die Musik entstand nun in dem Augenblick, da unsere Vorfahren gewahr wurden, daß eine gewisse Folge von Tönen einen Genuß verursacht, und da sie sich bemühten, solche Tonfolgen künstlich zu erzeugen. Und wie die Musik, so ist die Kunst überhaupt als ein Nebenprodukt der Sinnesorgane entstanden, indem man eine neue Quelle des Genusses entdeckte. Auch das Auge (mit dem dazu gehörigen Gehirnteil) hat sich als Waffe im Kampf ums Dasein gebildet und dann wurde es unter dem Einfluß des Intellekts auch zu einer Quelle des Vergnügens,

es zeigte sich, daß gewisse Maßverhältnisse, gewisse Formen und Farbenzusammenstellungen eine eigentümliche Art von Genuß verursachten, gerade so wie bestimmte Tonverhältnisse. Die Anfänge der Kunst liegen für uns im tiefen Dunkel, aber ich glaube, daß wir diese Anfänge eigentlich schon in der Tierwelt suchen können. In den Bauten gewisser Tiergattungen zeigen sich Anfänge der bildenden Kunst, im Gesang der Vögel Anfänge der Musik. Und diese ersten Künstler mag man nun die Tiere oder die ersten Menschen ins Auge fassen, sie ahmen nicht andere Naturgebilde nach, sie schaffen etwas Neues, das keinen anderen Zweck hat und haben kann als einen gewissen neuen, von den materiellen Genüssen ganz und gar verschiedenen Genuß zu verschaffen. Auch die Poesie entstand auf diese Weise. Die Menschen fanden, daß sich auch die Sprache verwenden läßt, um ein ähnliches Gefühl der Befriedigung zu erwecken. Die dichterischen Erzeugnisse der Naturvölker, die wir kennen, haben durchaus mehr musikalischer Gehalt als Sinn. Die älteste Poesie beschreibt nicht, sie erzählt nicht, sie ist Gesang, und ihr Reiz liegt wie der unserer Volkslieder nicht im Inhalt. Was die Worte sagen ist fast immer ohne rechten Zusammenhang, unlogisch, unbedeutend, unwahr und gar nicht selten einfach Unsinn. Der Zauber, den sie selbst auf uns noch manchmal ausüben, hat seinen Ursprung dort, wo ihn alle Kunst hat: in der Eigentümlichkeit unserer Nervenmasse, daß gewisse Form-, Farben- und Tonverhältnisse — ähnlich und doch wieder ganz anders wie die Befriedigung der tierischen Triebe — ein eigentümliches Lustgefühl erwecken.

Als Hervorbringerin dieses Lustgefühls, dieses seelischen Genusses im Gegensatz zu den materiellen Genüssen, ward die Kunst geboren. Das war sie und das muß sie bleiben, aus demselben Grunde, warum man aus dem geborenen Löwen nicht einen Hammel machen kann. Man kann den Löwen höchstens töten, und diejenigen, die den Beruf der Kunst, unser Herz zu erquickern und zu erheben, leugnen und dafür

gang etwas anderes von ihr verlangen, sind im Begriff, sie zu töten. Jeder Organismus muß in erster Linie seine Existenzbedingung erfüllen und die Existenzbedingung der Kunst ist: Erweckung jenes eigentümlichen Lustgefühls, jener seelischen Erhebung, die eben das echte Kunstwerk hervorruft.

Die Ästhetiker der alten Richtung sind, indem sie das Dunkel empfanden, dazu gekommen, das Ziel der Kunst in der „Schönheit“ zu finden. Das war ein Irrtum, der ihre Theorien gegen alle möglichen Angriffe bloßstellte und der die schwächlichen Werke der Talente geringeren Ranges mit verursachte. Um jene Befriedigung hervorzurufen, braucht sich die Kunst durchaus nicht auf das Schöne zu beschränken, sie kann ihm das Häßliche und Komische gegenüberstellen. Nur die Architektur, die am meisten formale Kunst, verträgt nichts als die Stufenleiter des Schönen, vom Unnütigen bis zum Erhabenen. Dagegen kann die Musik schon ein wenig darüber hinausgehen, mehr noch die Malerei und Bildhauerei, am meisten die Poesie. Die großen Meister der Vergangenheit waren sich der Grenzen ihrer Künste wohl bewußt, innerhalb dieser Grenzen aber haben sie durchaus nicht das Schöne allein verwendet, nur daß sie das Häßliche und Komische ausschließlich dazu benutzten, das Gefühl der Befriedigung noch zu steigern, daß sie diesen Zweck des Kunstwerkes nie aus dem Auge verloren. Je nach der Veranlagung der einzelnen Künstler und je nach dem Stoff, den ihnen ihre Zeit bot, hat es dabei immer gewisse Unterschiede in den Kunstrichtungen gegeben. Besonders die Malerei und Poesie, die sehr bald so weit kommen mußten, die Formen der Wirklichkeit, das Wehen der Natur und das Treiben der Menschen, für ihre Werke zu benutzen, besonders sie nahmen zu Zeiten eine stark realistische Richtung an, so daß man auch bisweilen die jetzige Bewegung mit künstlerischen Revolutionen der Vergangenheit vergleicht. Aber mit diesem Vergleiche wird nicht das Richtige getroffen. Die Alten mochten nun mehr idealisierend (wie etwa Schiller und Raphael) oder mehr realistisch (wie

etwa Goethe und Rubens) schaffen, sie „komponierten“ immer ihr Ziel war die Erweckung jener seelischen Befriedigung, es war ihr eigenes Bedürfnis, sie hatten noch mit keinem Zweife darüber zu kämpfen und verfolgten es naiv selbst dann, wenn ihre bewußte Absicht in einem bestimmten Falle nur an Wiedergabe der Natur ausging. *) Die moderne Richtung nun will nicht „komponieren“, sie kennt das Ziel der alten Kunst nicht mehr, sie will nicht schöpferisch sein, sondern nur irgend welche Stücke der Wirklichkeit möglichst trenn wieder geben. Der Musiker bildet sich keine Formen, sondern er strebt nur danach, irgend einen Vorgang in Tönen zum Ausdruck zu bringen. Der Maler „schneidet“ ein viereckiges Stück Natur oder Menschentreiben irgendwo heraus und strebt nur danach, es so darzustellen, wie er es gerade sieht — er malt zum Beispiel ein grasgrünes Rechteck, einen Baumstamm (die Äste sieht er nicht mehr) und drei Viertel von einem Schwein, und wenn die Beleuchtung zufällig so ist, daß es keine Schatten wahrnimmt, dann malt er eben auch kein Schatten. Der Poet aber berichtet uns eine armselige Geschichte, von der selbst ein zeilenhungriger Reporter kaum Notiz nehmen würde, in einem Romanband, indem er allen Blödsinn, den die „handelnden“ Personen möglicherweise sprechen könnten, wortgetreu aufzeichnet und daneben ebenso ge-

*) Deshalb sind die künstlerisch geschaffenen, nicht bloß für schneller Gelderwerb gefertigten Porträts der großen Maler der Vergangenheit auch unendlich mehr als „Porträts“. Das großartigste Beispiel dafür ist wohl das unter dem Namen „Nachtwache“ bekannte, im Rijks-Museum zu Amsterdam befindliche Gemälde Rembrandts. Es ist eines jener Gruppenporträts, wie sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in den Niederlanden Mode waren — die Porträtierten sind die Mitglieder einer Schützencompagnie — aber der Künstler hat aus dem Bild dieser Schützen ein Farbdrama von geradezu überwältigender Wirkung gemacht. Obwohl schon viele Jahre vergangen sind, seitdem ich in Holland war, sehe ich noch immer die übrigen dieser Gruppenporträts des Rijks-Museums vor mir, ohne Theorie gefertigte, aber doch echte Wirklichkeitsbilder — zum Gähnen langweilig — und daneben die Rembrandtsche „Komposition“, die noch in der Erinnerung jenes Kunst-Lustgefühl in unbeschreiblichem Maße erweckt.

treu alle Vorrichtungen beschreibt, die sie zum Essen, Trinken, Wohnen u. s. w. u. s. w. bedürfen. Es handelt sich also nicht mehr um den Gegensatz zwischen einer mehr idealisierenden und einer mehr realistischen Kunst, es handelt sich um einen Kampf zwischen der Kunst und einem Etwas, das sich zwar dafür ausgiebt, aber nichts mit ihr gemein hat, weil seine Anhänger das Wesentliche der Kunst, ihr Ziel, ihre Existenzbedingung nicht anerkennen. Bis auf unsere Tage ist es niemanden eingefallen, diese Existenzbedingung hinweg zu leugnen. Die Künstler mußten dieses Ziel verfolgen, weil sie eben Künstler waren und ihrem naiven Drange folgen konnten. Heute aber wird dieser künstlerische Schaffensdrang verwirrt, gehemmt und gelähmt, weil wir unter der Suggestion jenes Hirngeispinnes leben, das von Halbtalenten und Spekulanten ausgeheckt wurde. Die Kunst ist nicht dazu da, die Wirklichkeit nachzuahmen, sie ist selber eine Welt, die wir uns geschaffen haben, um uns von dem Niederdrückenden der Aussen zu befreien, was ja einen Kampf gegen diese und damit eine praktische, eine sociale Wirkung nicht ausschließt. Diese Wirkung — die übrigens von den Modernen zwar theoretisch, aber nur selten in ihren Werken angestrebt wird — kann jedoch, soweit es sich um ein Kunstwerk handelt, immer nur Nebenwirkung sein. Der Zweck des Kunstwerkes ist Erquickung, Befreiung, Erhebung, seelischer Genuß, und erst wenn diese Erkenntnis in den aufstrebenden Gemüthern wieder heimisch wird, wenn die philiströsen, jeden Aufsturz verhindernden Wirklichkeitsgefellen gebrochen sind, erst dann wird wieder die Kunst wie ein Phönix aus der Asche auferstehen.

Aber man wieder zurück zu dem jungen Geichöpf, das wir oben sahen, dessen Wachsen wir aber noch nicht recht versteht haben. Wir kennen die Existenzbedingung der Kunst, wir haben es versucht, das Dunkel ihrer Geburt ein wenig zu lichten, nun wollen wir auch sehen, wie sich der Organismus weiter entwickelt hat.

Die Vorlage zur Kunst teilt der Mensch, wie bemerkt, mit

den Tieren, aber wachsen konnte die Kunst aus ihren Anfängen heraus nur unter dem Einfluß des höheren Intellekts. Was wir jetzt in etwas eingeschränktem Sinne Kunsten nennen, ist ein Produkt der Anlage (bei der Musik z. B. d. Hörsphäre) und dieses Intellektes. Hält man das fest, so es auch erklärlich, warum unter allen Künsten die Musik zuletzt einen gewissen Höhepunkt erreichte. Sie steht zweifellos dem Intellekt am fernsten, sie reicht noch weit mehr in die geheimnisvolle Sphäre der Gefühlswelt als ihre Schwester, sie entzieht sich dem bewußten Schaffen und Genießen am meisten. Kulturvölker wie die Inder, die Ägypter, die Juden kamen über den Genuß des Intervalls nicht hinaus, und die alten Hellenen, ein so weit vorgeschrittenes Volk, dessen Bauten und Bildwerke wir noch heute bewundern, dessen Poesie wir noch heute mit Verständnis genießen, ergötzten sich der Musik nur an dem ärmlichen Klange der Oktavenbegleitung. Erst die Troubadours des Mittelalters erfanden den zweistimmigen Gesang, und welcher Weg ist von ihren nüchternen Quartens- und Quintensfolgen bis zu der Musik Mozars und Beethovens! . . . Die Kunst ist ein Produkt der Anlage und des Intellekts und deshalb ist sie ein Organismus, der sich so lange weiter entwickeln muß, so lange die Intelligenz des Menschengeschlechtes fortschreitet, also für uns einstweilen unabsehbar. Es ist dabei nicht nötig, sich zu fragen, ob die Menschen wirklich geistiger werden, ob z. B. das Durchschnittsgehirn unserer Kulturwelt demjenigen der alten Hellenen überlegen ist, ob den Genies der Neuzeit eine höher entwickelte Nervenmasse zu teil geworden als den Genies der Griechen und Römer. Es handelt sich nicht um den Intellekt des Einzelnen, sondern um die Intelligenz der Gesamtheit und wenn wir den alten Kulturvölkern überlegen sind, kommt es wesentlich daher, daß wir eben die Früchte der Arbeit unserer Vorfahren genießen. Jede Generation erntet das von den früheren Generationen erworbene, und unsere Kinder stehen schon wieder auf einer etwas höheren Stufe.

Es mir, weil ihnen auch der geistige Erwerb unseres Geschlechtes zu Gute kommt. Und weil die Kunst ein Produkt der Anlage und des Intellektes ist, so muß auch sie mit der fortschreitenden Intelligenz sich fortentwickeln, sie kann nicht aus der Welt verschwinden und kann auch im Wachstum nicht stille stehen, so lange die Gehirnthätigkeit der Menschen nicht erlahmt.

Diesen Einfluß des Intellektes unterschätzen nun leider die Anhänger der „alten Richtung.“ Die der neuen Richtung empfinden ihn zwar dunkel, aber sie wissen ihn nicht recht zu fassen und geraten so auf Abwege. Die Ursache, warum die künstlerische Bewegung in unserer Zeit eine so langewährende, so tiefgehende ist, warum sie eine Kluft aufgerissen hat, die scheinbar nicht überbrückt werden kann, und warum ihr trotz schwacher Erfolge doch starke Sympathien entgegengebracht werden — die Ursache all der widerspruchsvollen Erscheinungen, die in der Einleitung dieser Zeilen skizziert wurden, liegt hier. In unserem Jahrhundert hat der Intellekt der Menschheit, das geistige Erbe, das die jungen Generationen überkamen, infolge des plötzlichen Ausblühens der Naturwissenschaften, der Schlag auf Schlag folgenden großartigen Entdeckungen einen so rapiden Schritt nach vorwärts gemacht, daß alles, was unter dem Einfluß dieses Intellektes steht, stürmisch bewegt werden mußte — also auch die Kunst. Die Zeitkrankheit, die man zum Teil mit dem Namen „fin de siècle“ getauft hat, und zum andern Teil damit taufen könnte, kommt vielleicht nur daher, daß die Nervencentra der Einzelnen dieser beispiellos jähen Steigerung der Gesamtintelligenz nicht genügend gewachsen sind. Was die Kunst betrifft, so mußten unter diesen Einflüssen plötzlich gesteigerte Ansprüche erwachsen und deshalb erscheinen dem intelligenteren Teile des Publikums die Nachahmungen des Alten kraftlos und farblos. Wir sehen, wir hören, wir empfinden nicht mehr so wie unsere Väter, und unter den Lesern dieser Zeilen wird gar mancher sein, der die Erfahrung gemacht hat, daß Werke, die er in

seiner Jugend noch bewunderte, ihn jetzt kalt lassen. Das Bedürfnis nach dem abermaligen Fortschritt der Kunst ist allorts bereits lebhaft erwacht, aber die Kunst war noch nicht imstande, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Nicht weil unsrer Zeit arm an Begabungen ist — ich glaube wenigstens nicht an eine solche Armut, — sondern weil man dem rapiden Umschwung noch hilflos gegenüber steht, weil die Kunst ihre neue Technik nicht mit entsprechender Geschwindigkeit auszubilden vermochte und weil man in dieser Hilflosigkeit auf Abweg geriet.

Der weitaus schlimmste dieser Abwege war die Theorie von der Nachäffung der Wirklichkeit, obwohl es begreiflich ist daß gerade dahin die Hauptströmung ging. Der Fortschritt in der Technik der Kunst kann nur durch das Studium der Wirklichkeit, durch das Eindringen und Aufgehen in den neuen Geiste erzielt werden. Aber man blieb an der Wirklichkeit haften und geriet ganz und gar ins Stoffliche hinein was ja freilich sehr bequem ist, namentlich für die Halbtalente denen es an dem rechten Inhalt fehlt, die nur Sinn für äußerlichen Schnickschnack haben und kaum ein anderes Streben, als das, zu verblüffen, und damit rasch Erfolge zu erzielen.

Aber der Abweg mußte vielleicht gemacht werden, um zu lernen. Kehren wir jetzt zurück auf den schönen gerade bergauf führenden Pfad, auf dem die Kunst von jeher gewandelt und auf dem auch ihre Zukunft liegt. Diese Zukunft ist jedoch nicht die Kopie der Vergangenheit. Die neue Kunst kann weder Nachahmung des Alten noch Nachahmung der Wirklichkeit sein. Nur das Gefühl der Alten muß wieder in uns erwachen, dieser Schöpferdrang, der nach Befriedigung, nach einem in seinen Wonnen unbeschreiblichen Gemusse ringt und dabei etwas hervorbringt, das auch den andern diesen Gemuß wenn auch in schwächerem Maße verschafft. Das Ziel der Kunst muß wieder in uns lebendig werden, wie es in der Künstlern der Vergangenheit lebendig war: zu erquickern, zu

erheben. Aber die Mittel, mit denen wir arbeiten, können nicht mehr ganz die alten sein. Wir haben sie noch nicht gefunden. Wir haben noch nicht die Formen gefunden, in die der neue Geist gebannt werden kann, die Formen, die imstande sind, das wachgewordene Bedürfnis nach einer gewissenmaßen nervöseren, die äußeren Eindrücke bestimmter und die Sonnenwelt subtiler erfassenden Kunst zu befriedigen. Aber wir haben schon viel gelernt und eines Tages wird es glücken. Wenigstens in der Poesie, der Musik und der Malerei kleineren Stils scheinen die Thore offen zu stehen. Die Malerei größeren Stils, die Bildhauerkunst und die Architektur haben freilich auch die ungünstigen socialen Verhältnisse entgegen und die Architektur kämpft überdies mit dem Material, sie hat z. B. das Eisen noch nicht künstlerisch zu beherrsigen vermocht. Eine Architektur, die für den modernen Weltgeist die Form gefunden, die wieder Inhalt, Charakter hat, eigenen Stil, wird wohl sobald nicht kommen.

Es ist natürlich unmöglich in beschränktem Raume alles zu sagen, was über ein Thema wie das der Kunst gesagt werden müßte. Aber es wird sich wohl Gelegenheit finden, auch an einen oder den anderen Punkt anzuknüpfen, vielleicht auch, die Künste einzeln zu behandeln und dann auf ihr Unterscheidendes mehr Rücksicht zu nehmen, als es hier anging. Der Zweck dieser Zeilen war ja nur der, von der künstlerischen Bewegung der Gegenwart ausgehend, die Frage nach der Kunst der Zukunft zu beantworten. Hoffentlich findet man, daß diese Aufgabe gelöst ist . . .

Geistige Begabung.

Woher kommt das Talent? Ich kenne nur zwei Fälle, daß eine ganz bestimmte, anscheinend engbegrenzte geistige Begabung sich in bemerkenswerter Weise vererbt hat: das Talent für Mathematik in der Familie Bernoulli, und das für Musik in der Familie Bach. Reizmann führt in seinen kleinen „Handlexikon der Tonkunst“ nicht weniger als achtzehn Musiker namens Bach an, zum Teil Vorfahren und zum Teil Nachkommen des großen Johann Sebastian, eine Reihe, die mit dem Jahr 1626 (Hans Bach) beginnt und mit der Gegenwart (Otto Bach) endet. Ähnlich ist es mit der Familie Bernoulli, die von Jakob (geboren 1654) bis zu Christoph Bernoulli (gestorben 1863) durchwegs bedeutende Mathematiker hervorbrachte. Aber diese beiden Fälle stehen vereinzelt, und ich weiß ihnen auf keinem Gebiet menschlicher Thätigkeit weitere, gleich drastische an die Seite zu stellen. Im Gegenteil — wenn man die Familiengeschichten hervorragender Männer durchblickt, macht man die Bemerkung, daß in den allermeisten Fällen das Talent ganz plötzlich auftaucht, wie ein Wunder wie eine farbenprächtige exotische Blume, die plötzlich in einem bescheidenen Hausgärtchen zwischen Kohlpflanzen und Salat Stiefmütterchen und Reseden erblüht. Und ebenso plötzlich wie es erschien, verschwindet es auch meist wieder — nur sehr selten finden sich unter den Nachkommen großer Männer wieder bedeutende Köpfe. Da es nun aber andererseits zweifellos ist, daß sich die seelischen und geistigen Eigenschaften eben so vererben wie die körperlichen, daß in jedem Individuum die Besonderheiten seiner Vorfahren — bald mehr, bald weniger

ausgeprägt — wieder erscheinen, so gewinnt die Frage: „Woher kommt das Talent?“ — „Wieso erklärt sich sein jähes Erscheinen und jähes Verschwinden?“ — ein erhöhtes Interesse. Um sie beantworten zu können, ist es übrigens nur nötig, den Begriff „Talent“ etwas schärfer zu fassen, als es gewöhnlich geschieht, sich die „geistige Begabung“ ein wenig enauer anzusehen.

In der Regel spricht man von kaufmännischem, militärischem, poetischem, musikalischem, technischem Talent u. s. w., und man glaubt, daß von diesen Talenten gerade das eine oder das andere dem Betreffenden angeboren sei. Die Natur weiß jedoch von diesen verschiedenen Talenten nichts, ir sie giebt es ebenso wenig Kaufleute, wie Maler, Musiker, Techniker u. s. w., und was in Wirklichkeit nicht existiert, kann sich natürlich auch nicht vererben. Die Gehirnthätigkeit jedes Menschen ist einfach eine Kombination aus den Thätigkeiten verschiedener Gehirnsphären oder verschiedenen „geistigen Gaben“, deren Anzahl bekanntlich nicht groß ist. Beobachtungsgabe, Gedächtnis, Phantasie, Fähigkeit, Gedanken der Thatsachen rasch zu verknüpfen, u. s. w. geben zusammen das intellektuelle Leben des Einzelnen, und da fügt es sich hinzu, daß z. B. der eine starke Beobachtungsgabe und wenig Denkfähigkeit, ein schwaches Gedächtnis, der andere lebhaftere Phantasie, mangelhafte Sinne, gutes Gedächtnis besitzt u. dgl. m. Jede dieser Anlagen kann nun im Einzelleben durch Übung gesteigert werden, und die gesteigerte Anlage vererbt sich wie die Form der Nase oder des Brustkorbes. Wer sich mit dem Studium der Menschen andauernd beschäftigt hat, wird sicher zu der Bemerkung gekommen sein, daß unter den „Unbegabten“ doch nur wenig sind, die nicht mindestens eine dieser Anlagen, sei es nun Beobachtungsgabe, Phantasie, Urverstandskraft u. s. w. in immerhin reichlichem Maße besitzen. Die rohesten, dümmsten Klatschweiber, denen die einfachste Sache, wenn sie Denken, Überlegung erfordert, kaum beizubringen ist, zeigen oft eine Beobachtungsgabe, die einen

„naturalistischen“ Schriftsteller beschämen würde, und bisweilen hat der größte Einfaltspinsel ein so außerordentliches Gedächtnis, daß er sich damit auf Jahrmärkten oder in Konzertsälen produziert. Das Talent ist nun nichts anderes, als eine Kombination dieser verschiedenen, bald mehr, bald weniger hoch, aber immer über ein gewisses Niveau hinaus entwickelten Geistesgaben, und wenn es in einer Familie plötzlich auftaucht, so kommt das einfach daher, daß sich die elterlichen Anlagen glücklich gekreuzt haben.

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Leben ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren“,

singt Goethe, und er wäre sicher nicht der große Dichter geworden ohne des Vaters ernstesten Geist, oder ohne der Mutter Frohnatur.

Talent ist nicht eine geistige Eigenschaft des Menschen, es ist eine Summe von geistigen Eigenschaften, und nur nach dem verschiedenen Stärkegrad der einzelnen Posten sind die Talente wieder verschieden. In dem einen wiegt die Phantasie vor, in dem andern die Urteilskraft, in dem dritten die Beobachtungsgabe u. s. w. Dabei kann aber naturgemäß die Verschiedenartigkeit nicht so groß sein, daß der strenge Unterschied, den man zwischen kaufmännischen, technischen, künstlerischen Talenten u. s. w. zu machen pflegt, gerechtfertigt wäre. Wer wirkliches Talent besitzt, d. h. ein erhebliches Maß aller hauptsächlichsten Geistesanlagen, der ist nicht bloß zu einem Beruf geboren, er taugt mindestens für die Hälfte aller Berufsarten, und wenn er richtig erzogen worden ist und die nötige Charakterstärke besitzt, dann wird es nur wenige Felder geben, auf welchen er nicht seinen Mann stellen kann vorausgesetzt, daß er die erforderlichen Kenntnisse schon erworben hat oder erwirbt. Nur äußere Momente drängen die Talente in der Regel in eine eng abgegrenzte Laufbahn hinein, oder aus einer solchen wieder heraus — wie sehr dies

äußeren Momente in der That bestimmend wirken, dafür läßt sich ein überaus drastisches Beispiel gewinnen, wenn man die geistigen Strömungen verschiedener Zeiten miteinander vergleicht. Es ist kein Zufall, daß Italien im sechzehnten Jahrhundert so viele große Maler hatte, daß es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich so viele Gesellschaftsverbesserer gab, daß wir von Klopstock und Lessing bis zu Schiller, Goethe und den Romantikern so viele bedeutende Poeten hatten, und daß heute das Talent sich zuweilen auf dem Gebiet der Technik, der Naturforschung, der Industrie, der Spekulation zeigt. Mag man nun diese oder jene Zeitperiode ins Auge fassen — die großen Talente erscheinen stets auf jenen Gebieten in auffallend großer Zahl, denen die geistige Strömung der betreffenden Periode, die Neigung der Zeitgenossen besonders zugewendet ist. Das Talent kann unter Umständen bis zu einem gewissen Maße den klingenden Lohn entbehren, aber nicht die geistige Atmosphäre, die Anerkennung, das Gefühl, zu wirken, den Widerhall. Einer unserer erfolgreichsten Börsenhelden hat mir einmal in vertraulichem Gespräch sein Bedauern ausgedrückt, daß er nicht vor hundert Jahren gelebt hat. Dann wäre er Dichter geworden! „Und warum sind Sie's nicht geworden?“ fragte ich ihn. „Im vorigen Jahrhundert,“ erwiderte er mit wehmütigem Lächeln, „da war der Dichter ein Gott. Er war ein höheres Wesen, zu dem jeder in scheuer Ehrfurcht aufblickte. Heute sieht man ihn im allgemeinen über die Achseln an, und man respektiert nur denjenigen, dessen Einkünfte über alle Zweifel erhaben sind, das heißt, man respektiert eben die Einkünfte. In Versen darf der Dichter überhaupt nicht mehr kommen, er muß sich in die Prosa vertriehen. Und sehen Sie sich einen unserer bedeutenden Prosaisler an. Welche Stellung nimmt er denn ein, wie viel verdient er denn im Verhältnis zu dem, was viel geringere Talente und viel schwächere Arbeitskräfte auf anderen Gebieten erwerben und in der Öffentlichkeit bedeuten?“ — Der Mann hat recht, und

es ist durchaus kein Zufall, daß wir nur ein ganz kleines Häuflein bedeutender Schriftsteller haben, und daß diese fast ausschließlich Prosa — Novellen, Romane, Zeitungsartikeln und Theaterstücke — produzieren.

Aber auch von einer anderen Seite her kann man mit Illustrationen zu unserem Falle kommen. Es ist äußerst selten, daß ein talentvoller Mensch wirklich nur eine ganz eng begrenzte Begabung hat, die überwiegende Anzahl aller Talente ist vielseitig. Leonardo da Vinci war nicht bloß als Maler ausgezeichnet, sondern auch als Bildhauer, als Dichter, als Musiker, als Architekt und Ingenieur. Auch Michelangelo war nicht bloß Bildhauer, sondern Maler, Dichter, Ingenieur und Baumeister. Goethe war Naturforscher, er zeichnete, als Staatsmann kümmerte er sich um die winzigsten Kleinigkeiten der Staatsmaschine, und in seinen Schriften zeigt sich, daß ihm überhaupt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit fremd war. Einer der kühnsten Finanzkünstler und Geldspekulanten, ein Handelstalent ersten Ranges und zugleich einer der geschicktesten Diplomaten und einer der größten Dichter war Beaumarchais. Der Philosoph Mendelssohn rang sich aus den armeligsten Verhältnissen als Kaufmann zum Wohlstand empor. Moltke war nicht bloß der größte Feldherr unserer Zeit, er war auch ein großer Schriftsteller und auf zahlreichen anderen Gebieten begabt. Nicht weniger häufig findet sich die Vielseitigkeit unter den Talenten geringeren Ranges, und wenn diese heute meist einseitig werden, so liegt es an äußeren Umständen, an dem Zwang der Brotarbeit oder an der Selbstbeschränkung, die in unseren Tagen bereits notwendig geworden ist, will man Bedeutendes leisten oder sich der Konkurrenz gegenüber behaupten. Auch wenn man über das Individuum hinausgeht, wenn man die Wege der Vererbung studiert, so findet man innerhalb weniger Generationen in einer Familie oft die erstaunlichste Vielseitigkeit — ich führe nur die Familie Feuerbach an, die einen Maler, einen Juristen und einen Philosophen hervorbrachte — einer so bedeutend wie der andere.

Wenn nun so viele Leute, die für talentiert gelten, in ihrem Berufe nichts Rechtes leisten und wohl auch über ihren „verfehlten Beruf“ jammern, so kommt das daher, daß ihnen eben eine Haupteigenschaft fehlt, die zum wirklichen Talent erforderlich ist. Sie besitzen vielleicht Beobachtungsgabe, Gedächtnis, Phantasie, alles, alles, aber es mangelt ihnen die eigentliche geistige Triebkraft, der Arbeitsdrang, die Energie, dieses ewige Feuer in den Adern, das den Hirnkessel beständig heizt und die Lokomotive rastlos über die Schienen sausen läßt. Wenn sie schwätzen, erwecken sie den Eindruck von ganz gescheiten Leuten, aber machen können sie nichts, vor dem Handeln erlahmen sie. Ist ihr Charakter gutmütig, dann geben sie liebenswürdige Gesellschafter, geistreich scheinende Tischgenossen, ist er bössartig, dann enden sie als unerträgliche Kritiker, die an allem etwas zu nörgeln haben und die Sonne vor lauter Flecken nicht sehen. Sind sie zufällig Schriftsteller, dann werden natürlich Kritiker daraus.

Doch nun wieder zurück zur Hauptsache. Ich habe diesem Büchlein den Titel „Moderne Probleme“ gegeben, und ich glaube, daß wir hier zwei modernen Problemen auf der Spur sind, wobei noch besonders betont werden muß, daß das Gesagte ja nicht bloß für das Talent ersten Ranges gilt, sondern durch alle Stufen hinab bis zu dem bescheidensten.

Leider geht die Tendenz unseres Schulwesens noch immer dahin, die Menschen schon im Kindesalter nach einer bestimmten Berufsrichtung zu drängen, und insolgedessen ist auch die Angst vor dem „verfehlten Beruf“ eine große geworden. Nun — wer die oben ausgesprochenen Anschauungen über das Talent zu teilen vermag, bei dem wird diese Angst sich zweifellos stark vermindern. Das wirkliche Talent ist sicher nicht bloß zu einem einzigen Beruf geboren, es wird sich in den meisten Berufsarten zurecht finden, und sollte es ja auf einen Kamelrücken geraten sein, dann wird es eines Tages doch im Pferdesattel die Reimbahn durchjagen. Freilich geht's dabei nicht ohne Leid und Kampf ab, und weil es

unsinnig ist, daß wir uns zu dem unvermeidlichen Leid noch künstlich welches schaffen — schon deshalb muß man gegen jene Tendenz der Schule kämpfen. Sie ist aber auch zwecklos es hat gar keinen Sinn, den Menschen schon frühzeitig für einen ganz bestimmten Beruf zu drillen. Auch das geht aus unserer Untersuchung über die geistige Begabung hervor. Entwickeln wir nur die Naturanlagen der jungen Leute ganz einheitlich, bis sie einen gewissen Reizegrad erlangt haben — die speciellen Berufskenntnisse werden sie sich dann leicht erwerben.

Das ist jedoch nur eine der „zeitgemäßen“ Seiten dieser Betrachtungen — die andere betrifft die zuletzt noch besonders hervorgehobene Eigenschaft, welche das Talent haben muß, die geistige Triebkraft, die Energie, den Arbeitsdrang. Alle geistigen Anlagen werden durch die Erziehung erst entwickelt, sie können geheimmt werden, unterdrückt und gesteigert. Nun hat man seither ohnedies mehr Wert auf die Ansammlung von Kenntnissen, auf die Entwicklung des Gedächtnisses u. s. w. gelegt als auf diese nötigste aller geistigen Eigenschaften, auf diesen eigentlichen Lebensquell des Talentes, und in unserer Zeit ist überdies ein unseliges Etwas lebendig geworden, das sich gegen die Arbeit auflehnt. Man sieht vielfach in der Arbeit nicht mehr das frohe Spiel der eigenen Kraft, die Befriedigung eines Naturtriebes, die ebenso nötig ist und ebenso erquickend sein müßte, wie die Befriedigung des Hungers und Durstes, man stellt sie als eine Last hin, als ein Übel, das uns nur der schreckliche Kampf ums Dasein auferlegt. Die wenigsten sind noch imstande, Leute zu begreifen, die viel arbeiten, und zwar nur deshalb arbeiten, weil ihnen die Arbeit Bedürfnis ist, das halbe Leben, weil sie dabei gesund und froh werden, und Meid und Scheelsucht heften sich gar oft an die Fersen solcher Arbeitsmenschen. Es ist eine geradezu komische Furcht vor Überanstrengung in unserer Zeit, die meisten aber von denen, die sich wirklich überanstrengen, thun es nicht mit Arbeit, sondern mit soge-

nanntem Vergnügen. Auch das Sammern über „verfehlten Beruf“ entspringt gar oft nur dem mangelnden Arbeitstrieb, und das höchst bedenklich gewordene Herunmaschen an künstlerischen Berufen, die Sehnsucht so vieler unserer jungen Leute nach dem Theater, nach der Litteratur u. s. w. kommt zumeist nur daher, daß sich die Betreffenden in dem Wahne wiegen, da gäbe es eben keine Rackerei, da genüge das „Talent“. Papier, Feder und das Talent (das der junge Mann oder die junge Dame natürlich hat) und der Schriftsteller ist fertig. Und doch giebt es keinen Beruf, der so viel rastlose Energie, so viel eisernen Fleiß, so viel nimmermüde Arbeitslust erfordert, als der des Künstlers oder Schriftstellers. Das Publikum sieht freilich nichts davon, aber wer auf irgend einem dieser Gebiete etwas Erhebliches leistet, der weiß, daß es ihm kein Gott geschenkt hat, daß er eiserner Fäuste bedurfte, um's zu erringen, daß er's nicht erreicht hätte, gäbe es in seinem Leben nur einen einzigen Sonntag, nur einen einzigen Achtstunden=Arbeitsstag!

Pflanzen wir also in die jungen Seelen, so weit, als es im einzelnen Falle gehen mag, diese Lust an der Arbeit, diesen Drang zur Thätigkeit! Öffnen wir ihnen das Herz dafür, daß Arbeit keine Last ist, sondern ein Vergnügen, das Glück des Lebens. Daß man mit der Arbeit nicht bloß sein Brot erwirbt, daß sie uns emporhebt, unser Talent erst lebendig macht, unser Menschentum steigert, und daß sie uns nebenbei gesund erhält und uns allein die Fähigkeit schenkt, das Üble der Welt zu überwinden und das Schöne recht zu genießen. Menschen aber, in denen dieser Arbeitstrieb lebendig ist, die sind auch immer gut, Menschen, die von ihrer Arbeit erfüllt sind, haben keine Zeit, an Erbärmlichkeiten zu denken, und so giebt es gerade in unseren Tagen vielleicht keine bessere Medizin für die Welt, keine bessere Heillehre, als das eine Wort: „Arbeitet — lernt die Arbeit lieben!“

Die Frau des „kleinen Mannes“.

Von der Erziehung unserer jungen Damen wird gegenwärtig sehr viel gesprochen; man hat längst eingesehen, daß diese teilweise falschen Zielen nachgeht, und bemüht sich, darauf hinzuwirken, daß bei der Heranbildung der Frauenwelt nicht auf den Erwerb blendenden Bildungsflitters, sondern auf jenen gründlicher, nutzbringender Kenntnisse gesehen werde. Die Frau soll in erster Linie dasjenige Gebiet vollkommen beherrschen, das ihr eigenstes — das der Hausfrau — ist, und daneben in die Lage gesetzt werden, daß sie für sich selber sorgen kann, falls die Not an sie herantritt. Wenn nun auch dieses Ideal der weiblichen Erziehung lange noch nicht erreicht ist, so wird es doch bereits ernstlich angestrebt, man hat das Übel erkannt und begonnen, es zu bekämpfen. Merkwürdigerweise bleibt aber der Blick dieser Kämpfer immer bei den Mädchen der wohlhabenden Klassen und nur wenige finden es der Mühe wert, sich einmal in jenen Kreisen umzusehen, aus denen der Arbeiter, der kleine Handwerker, der Halbbauer in der Nähe der großen Städte sich die Hausfrau sucht. Und doch wären diese Mädchen sicherlich besonderer Aufmerksamkeit wert, denn sie spielen durchaus keine nebensächliche Rolle in unserem Gesellschaftsorganismus. Sie greifen direkt in unsere Kreise ein, weil wir unter ihnen unsere Dienstboten wählen, und sie sind — was natürlich noch unendlich wichtiger ist — dazu berufen, jener großen Masse, die nur zu leicht unzufrieden wird und auch einige Ursache hat, es zu sein, geradezu als Schutzengel zur Seite zu stehen. Der Arbeiter, der ein sanftes, heiteres, sparsames und geschicktes Weib besitzt, ist in

der Regel ein ganz anderer Mensch, als jener, der an einen faulen, unwirlichen Hausdrachen gefettet ist. Man wandere nur einmal in den Kreisen der „kleinen Leute“ umher und man wird fast immer trotz der Armut dort Glück und Zufriedenheit finden, wo ein tüchtiges Weib im Hause ist. Der Mensch will nicht bloß arbeiten, er will auch genießen, er will auch seine Freude haben und zur Arbeit ermuntert sein. Die geschickte Frau, die sich auf den Haushalt versteht, die auch mit Wenigem schmackhaft zu kochen weiß, wird damit ihrem Manne das Haus behaglich machen, und weil ihr alle diese Arbeit selbst flink von Händen geht und ihr eigentlich nur ein Spiel ist, wird sie dabei freundlich, heiter sein und so neue Fesseln knüpfen, während ihre ungeschickte Nachbarin den Mann verdrießlich macht und ihn ins Wirtshaus treibt, weil er zu Hause nichts findet als eine kalte, rauchige Stube, ungenießbares Essen und ein unfreundliches Gesicht. Ist sie sparjam, so wird sie dem Manne zu manchem Genuß verhelfen und dabei noch manches zurücklegen können, so daß er Freude am Erwerb gewinnt; vor allem aber wird der Mann eines tüchtigen Weibes, wenn er nicht an und für sich schon eine bittere Natur ist, vor der Verbitterung und Verzweiflung bewahrt bleiben; sein Heim wird wie die Sonne sein, die auch über eine öde, rauhe Landschaft noch den milden Zauber der Versöhnung breitet, und der Gedanke an dieses Heim und die lindernde, helfende Hand des Weibes werden ihn oft vor dem Schlimmsten bewahren.

Wie sieht es aber nun in Wirklichkeit mit den Frauen der kleinen Leute aus? Nach den Beobachtungen, die ich machen konnte, schlimm, sehr schlimm. Die meisten derselben verstehen sich auf das Hauswesen noch weit weniger als viele Frauen der wohlhabenderen Stände, sie finden sich, wenn sie erst einmal verheiratet sind, in nichts zurecht, verstehen sich nicht aufs Sparen, lassen sich betrügen, verderben die Speisen, zerbrechen jede Woche für einen Tagelohn Geschirr, und wenn sie Feuer anzünden sollen, dann verbrauchen sie eine halbe

Schachtel Zündhölzchen und dreimal so viel Holz, als nötig wäre, ganz abgesehen davon, daß sie dann noch eine halbe Stunde lang das Fenster offen halten müssen, um den glücklich erzeugten Rauch wieder hinauszubringen. Sie werden mit keiner Arbeit fertig, jede mißlingt ihnen, bald verbrennen sie sich die Finger und bald zerreißen sie sich das Kleid, und so ist es kein Wunder, wenn selbst bessere Gemüther unter ihnen mürrisch und verdrossen und endlich ganz apathisch werden. Noch weniger als diesen Bedürfnissen des Tages sind sie aber schwierigeren Dingen gewachsen und bei der unbedeutendsten Kinderkrankheit müssen sie — ein Gegenbild zu ihren Großmüttern — sofort den Arzt zu Räte ziehen, wenn sie nicht, wie häufig, sich gänzlich gleichgültig verhalten und die Dinge ungehindert ihren Lauf gehen lassen.

Ein Gegenbild zu ihren Großmüttern, habe ich gesagt und das gilt ganz allgemein, denn in der That scheint es in jenen Zeiten anders gewesen zu sein. Diese uralten Frauen können in der Regel nicht lesen und schreiben, aber sie verstehen sich auf ihre Hausarbeit, sie haben einen oft überraschenden Scharfblick, sie sind frisch und flink im Gegensatz zu ihren Enkelinnen, die faul und stumpf sind. Natürlich giebt es da wie dort Ausnahmen, aber man kann solche allgemeine Fragen nicht anders erörtern, als wenn man den Durchschnitt nimmt. Und im Durchschnitt ist es trotz der „Fortritte der Civilisation“, trotz der gebesserten Schulverhältnisse und mancher anderer Dinge, die besser wurden, mit den Mädchen der unteren Stände entschieden nicht besser, sondern schlimmer geworden.

Was sind nun die Ursachen dieser Erscheinung? Im Wesentlichen sind sie in nichts anderem zu suchen, als in der allgemein wach gewordenen Lust zu möglichst unabhängigem, fessellosem Leben und zu möglichst geringer Anstrengung, zu möglichst leichtem Erwerb. Es ist eine Thatsache, die ich hundertmal beobachtet habe und noch täglich beobachte, daß ein solches Mädchen, eine solche Frau lieber hungert und

lieber in Lumpen geht, ehe sie sich über ihre gewohnheitsmäßige Thätigkeit hinaus anstrengen oder ihre „Freiheit“ aufgeben würde. Am Sonntag zu klatschen, ist keine Sünde, aber einen Strickstrumpf zur Hand zu nehmen, das wäre ein Verbrechen. Und eine Arbeit, für die man nicht glänzend bezahlt wird, nur ja nicht übernehmen! Da sitzt man lieber unter der Hausthür und gähnt oder leert einen Napf schmutzfarbenen Kaffeewassers nach dem anderen! Wenn man gebildete Frauen betrachtet, die in den besten Verhältnissen aufgewachsen sind und in den besten Verhältnissen leben und trotzdem oft zehnmal mehr arbeiten als solch ein Geschöpf, das den Mann arbeiten läßt und die Hände in den Schoß legt, dann ist es schwer, sich des Zornes zu enthalten. Doch ist es nicht immer so schlimm und in den meisten Fällen ist eher Mitleid als Zorn am Platze. Diese armen Geschöpfe sind nicht erzogen, wie sie erzogen werden sollten, sie sind vielleicht von geldsüchtigen oder wirklich notleidenden Eltern ausgenützt worden oder sie haben zum mindesten der Zeitströmung gegenüber keinen festen Halt gefunden, niemand hat ihnen ernstlich geraten, ergreifend zu Gemüt gesprochen, ihnen die Augen für das Leben geöffnet.

In früheren Zeiten ließen selbst wohlhabendere und gebildete Leute ihre Töchter ein paar Jahre lang dienen, damit sie Dinge lernten, die sie zu Hause nicht lernen konnten, damit sie in andere Hauswesen blickten, ihr Urteil an Vergleichen übten, Erfahrungen sammelten und — nicht zuletzt — damit sie sich in eine andere Gemeinschaft als die gewohnte fügen lernten, damit sie sich, wie man sagte „abgeschliffen“. Heute scheuen selbst arme Teufel, die nicht einmal das nötigste Brot im Hause haben, jedes intimere dienstliche Verhältnis wie ein gebranntes Kind das Feuer. Die Freiheit über alles, d. h. das, was sie unter „Freiheit“ verstehen: Willkür. So kommt es, daß die Mädchen nicht mehr dienen wollen oder, wenn sie in irgend einer Zwangslage doch einen „Dienst“ suchen müssen, widerspenstige, eigensinnige, unzuverlässige Dienst-

boten abgeben. Ich wohnte lange Zeit auf dem Lande, in der Nähe einer großen Stadt. Wer dort ein Dienstmädchen benötigte — ob nun „Honoratiore“ oder Bauer — muß sich dasselbe aus der Stadt oder aus weiter Ferne kommen lassen. Die Mädchen aus der Gegend zogen es sämtlich trotz verhältnismäßig geringeren Verdienstes in die Fabrike zu gehen. Ähnliche Fälle habe ich auch an anderen Orten beobachtet, und wieder anderswo beschäftigen sich die Mädchen mit mehr oder weniger mechanischen Arbeiten, die sie in Haus bekommen. Der beste (und auch ziemlich häufige) Fall ist noch der, daß ein Mädchen sich zu gewissen häuslichen Arbeiten, wie Spülen, Waschen, Plätten, Kohlschleppen und so weiter, verdingt und im übrigen ihre eigene Herrin bleibt.

In allen diesen Fällen wird nun die Erziehung der zukünftigen Frau des kleinen Mannes schwer geschädigt. Das tägliche Amusement wird ihr im Gegensatz zum Dienstmädchen, das in der Regel nur halbmonatlich „Ausgang“ hat zum Bedürfnis. Ihr Eigensinn wird nicht gebrochen, sie lernt nicht, sich fremdem Willen unterordnen, oder lernt es wenigstens nicht in dem Maße, wie ein Dienst sie es lehrt. Sie kommt nicht in innigere Berührung mit verständigeren, gebildeteren und erfahreneren Personen, in deren Verkehr das Dienstmädchen „abgeschliffen“ wird und tausend kleine Dinge lernt, die ihr dann in ihrem Haushalte, ihrem Mann und ihren Kindern gegenüber zum Vorteil gereichen. Die Kunst hauszuhalten, die man nur von tüchtigen Hausfrauen und auch da nur langsam, durch stets neue Erfahrungen lernt, bleibt ihr mit sieben Siegeln verschlossen, und endlich — und das ist die Hauptsache — ihr natürlicher Verstand wird durch die mechanische und stets sich gleichbleibende, meist gar keine Anforderung an geistige Kräfte stellende Beschäftigung abgestumpft, und an diese Beschäftigung gewöhnt, wird sie bei jeder andern schwerfällig, verzagt, müde — sie macht endlich den Eindruck eines stumpfen und faulen Geschöpfes, ohne daß sie das von Natur aus war.

Die Arbeit in einem Haushalt aber ist — ganz abgesehen von den Kenntnissen, die man erwirbt, dem praktischen Nutzen, den man daraus zieht — stets bildend und erziehend, denn sie bringt beständige Abwechslung und sie beansprucht nicht bloß Körperkräfte, sondern auch den Geist, sie nötigt zu beständigem Aufmerken, Kombinieren, Überlegen, Erraten u. s. w. Eine ganz einfache Operation, wie z. B. das Feuermachen, erfordert schon mehr Überlegung, als manche Fabrikarbeiterin in ihrem ganzen Leben verbraucht.

Eine weitere Schattenseite dieser Zustände ist das Herunterrücken des Verdienstes dieser Klasse von Mädchen, denn dadurch, daß alles aus dem häuslichen Kreise herausdrängt und daß kein Mädchen mehr „dienen“ will, ist das Angebot an weiblicher Hand- und Maschinenarbeit so groß geworden, daß die Bezahlung dafür eine über alle Maßen kümmerliche ist. In derselben Stadt, in welcher der Durchschnittslohn für ein halbwegs verwendbares Dienstmädchen fünfzehn Mark für einen Monat beträgt, kenne ich Mode-Ateliers, in welchen eine Näherin per Tag 1 Mark bis 1 Mark 50 Pfg. bekommt. Und diese Näherin mit ihrem Gehalt von 25 bis 35 Mark ist das Kind „besserer Leute“, sie muß einen gewissen Bildungsgrad besitzen und muß sich selber wie eine Modedame leiden. Hat dagegen nicht die Dienstmagd mit ihren fünfzehn Mark, die weder für Kost noch für Wohnung zu sorgen braucht, eine „brillante“ Stellung? Und wie unsäglich kümmerlich ist der Erwerb der meisten jener Mädchen, die in Fabriken arbeiten! Würde nicht alles zu diesen freien Berufsarten drängen, dann würde die Bezahlung naturgemäß besser werden.

Diese finanzielle Seite des Gegenstandes tritt aber weit zurück hinter seiner socialen Bedeutung, seiner Bedeutung für das Volkswohl überhaupt. Die Frau ist ja im Grunde genommen der Kitt des Gesellschaftskörpers, des Staates, der ohne die Familie zerfallen müßte. Sie ist es in den unteren Klassen noch weit, weit mehr als in den oberen, weil dort

das grause Ungeheuer der Not beständig an der Familie und damit an der Wurzel des Staates nagt, weshalb die Frau in viel höherem Grade jene zusammenhaltenden Eigenschaften besitzen muß, die den Zerfall verhindern. Schützen wir deshalb vor allem die Frau, pflegen wir das eigenste Wesen derselben und vergessen wir über unseren eigenen Frauen, über deren Erziehung ja so viel hin und her geschrieben wird, nicht jene der „kleinen Leute“. Diese Frauen haben nicht wenig jener Fäden in Händen, deren Verknotung wir die „social Frage“ nennen!

Kinderspielzeug.

Kleine Randglossen zu einem großen Thema.

In dem Atelier eines befreundeten Malers machte ich dieser Tage die Bekanntschaft eines jungen Mannes von neun Jahren. Herr Arthur wurde porträtiert, und um ihm die Zeit ein wenig zu vertreiben, hatte der Künstler seine gesamten Bilderbuch=Schätze auf einem Taburett aufgehäuft. Es war das ein stattlicher Stoß der prächtigsten Kinderschriften, alle elegant, überreich ausgestattet, wie es die Mode verlangt, voll der prunkendsten Farben und mit teilweise wirklich künstlerisch ausgeführten Zeichnungen. Aber Herr Arthur hatte, als er sie flüchtig durchgesehen, nur ein blasiertes Lächeln für die ganze Herrlichkeit und sagte dann mit einer wegwerfenden Gebärde: „Ach Gott, das kenn ich alles. Da hab ich schon viel mehr zerrissen.“

Mir war es in diesem Augenblick, als tauchte meine eigene Jugend wie aus Nebelschleiern vor mir auf. Meine Eltern konnten mir keine Bilderbücher kaufen und das einzige, was ich je besaß, war ein stark beschädigter „Robinson“, den mir eines Tages ein Kamerad geschenkt hatte. Dieser „Robinson“ wurde mir aber auch ein wahrer Herzensfreund, ich trug ihn fast immer bei mir und ich besaß ihn noch, als ich schon Schopenhauer und Darwin las. Heute noch denke ich manchmal mit wehmütiger Freude an die zaubervollen Stunden zurück, die ich meinem „Robinson“ verdanke.

Ich besaß keine Bilderbücher und ich kann mich auch nicht entsinnen, daß mir je ein nennenswertes Spielzeug gekauft wurde. Ich weiß wohl, daß eine Zeitlang ein kleiner Schub=

farren mein Ideal war, aber ich habe dieses Ideal nie erreicht. Dafür brachten mich meine Eltern jeden Sommer zu ein paar armen alten Leuten auf das Land, wo ich freilich auch kein „Spielzeug“ bekam, aber tausend Dinge fand, die mir unbergeliche Freuden bereiteten. Von dem herrlichen Mühlenbauen und Straßengraben will ich gar nicht reden, denn man muß auf dem Lande wohnen, um das genießen zu können, und man darf keine Mama haben, die auf reinliche Höschen hält. Aber was für Schätze sammelte ich in Wald und Feld und was gesucht waren diese Schätze im Winter bei meinen kleinen Freunden und Freundinnen, was für köstliche Spiele spielten wir damit! Eicheln und Bucheln, schöne glatte Kiesel und abenteuerlich geformte Schneckenhäuser, Tannenzapfen und Galläpfel, Pfaffenhütchen und Haselnüsse, Schmetterlinge und Käfer, getrocknete Blumen und Blätter, Kiefernnadeln, die sie so schön in Päckchen fortieren ließen, und die glänzenden Blütenfäden des Kukuruz, die uns in die Lage versetzten einen äußerst schwunghaften Handel in Seide zu betreiben.

Und auch zu diesen Bildern aus meiner Jugend weiß ich ein Gegenstück zu erzählen. Im vergangenen Sommer begleitete ich eine Dame mit ihren Kindern durch den Wald und noch heute schwirrt es mir in den Ohren, was ich da zu hören bekam. „Ach Gott, wo wollt ihr denn mit den vielen Blumen hin? Mist machen im Zimmer, nicht wahr?“ . . . „Pui, Eugen, wer wird Steine in die Tasche stecken!“ . . . „Ach, greif doch den garstigen Käfer nicht an“ . . . „Helene, was willst du mit dem dummen Zeug? Schau, wie dein Tunique aussieht! Und deine Frisur! Diese Kinder! Sie haben so viel Spielzeug und müssen immer so viel Schmutz nach Hause schleppen“.

Und noch ein anderes Bild. Eine Frau, die ihrem Manne einem kleinen Beamten, der die Seinen recht kümmerlich ernährt, Vorwürfe macht, daß er gar nichts ausgeben will für Spielzeug. Dem Manne kommen die Thränen in die Augen und er sieht nach seinen Kindern, die einsig mit allerlei Holz-

stücken, Pappdeckeln und kleinen Papiertkunststücken spielen. Eben hat er ihnen noch Schiffe aus Papier und kleine Klappen aus Nußschalen gemacht und er wagt es seine Frau daran zu erinnern. Sie aber lacht auf und meint: „Das dumme Zeug! Etwas könnten unsere Kinder doch haben! Müllers sind auch nicht reich und doch hat die Elsa erst gestern eine Puppe mit Haaren bekommen und der Hans einen Postwagen aus Blech.“ — „Und heute,“ erwidert der Mann, „hat mir Müller geklagt, daß die Puppe bereits zerbrochen und der Postwagen ein unförmiger Blechlumpen sei, und ich sah Elsa und Hans recht vergnügt mit einem Haufen alter Lappen spielen, aus denen sie allerlei menschliches und unmenschliches formten“ . . .

Doch genug der Bilder. Was ich mit diesen Zeilen bezwecke, ist eine kleine Fehde gegen den Luxus, den wir mit Kinderspielzeug treiben. Wir glauben unsern Kindern etwas Gutes zu thun und träufeln Gift in ihre Seele. Wir machen sie ungenügsam, blasiert, putzjüchtig und erireuen sie mit all dem Zeug nicht einmal, besonders weil wir nur an unserem Geschmack, unsere Liebhabereien denken, statt uns in die Seelen der Kleinen zu versetzen. Ich liebe nichts mehr auf der Welt als die Kinder, weil mich ihre rührende Genügsamkeit, der Zauber, mit dem ihre Phantasie ein Stück Holz oder einen alten Lappen umkleidet, immer erquickt wie ein Labetrunk im Sonnenbrande. Und diese so unsagbar glücklichen Wesen verstehen so wenige von uns Alten! So wenige vermögen sich in diesen Seelenzustand zu versetzen und zu begreifen, daß der Wert des Spielzeugs für die Kinder nicht in seiner Kostbarkeit und auch nicht in der ihm gegebenen Form liegt, sondern darin, was ihre noch junge Phantasie daraus gestaltet.

Und weil das Spielen für das Kind eben auch eine geistige Thätigkeit bedeutet, treten wir auch der Entwicklung seiner Fähigkeiten hemmend in den Weg, wenn wir ihm aus Vorliebe für reinliche Höschen, wohlgeordnete Tuniquees und

saubere Zimmer alles nehmen, womit es selber etwas schaffen kann, und ihm nur Dinge in die Hände geben, die zumeiß schon fertig geformte Gegenstände sind, und ihm deshall höchstens einen Augenblick lang Interesse einflößen können. Armer Junge, der die Rute bekommt, weil er seinem neuer Chinesen den Bauch aufgeschlitzt hat, um das Innere desselben zu untersuchen. Was soll er mit dem dummen Chinesen machen, wenn er nicht einmal seinen köstlichen Forschungstrieb daran befriedigen darf!

Kinderspielzeug! Es scheint so unbedeutend, und doch sind die kleinen Glossen, die wir daran knüpfen, zu einem großen Thema gehörig. Die Ungenügsamkeit, das Haschen nach Prunk und Schein, die Anbetung des Geldwertes und unter „günstigen“ Umständen selbst die Blasiertheit impfen wir unsern Kindern ein, statt daß wir unsere eigenen Seelen an ihrer fröhlichen Bescheidenheit, an ihrer bewundernswerten Zufriedenheit erquickten und gesunden ließen. Und überdies wird der Thätigkeitstrieb des jungen Gehirns gehemmt, wenn wir dem kleinen Wesen die hundert und hundert fertig geformten Dinge in die Hände geben, die man heutzutage in den Spielwarenläden sieht, statt sie selber schaffen zu lassen.

Es fällt mir natürlich nicht im entferntesten ein, die Spielwaren zu bekriegen. Ich wende mich nur gegen den übertriebenen Luxus auf diesem Gebiete und möchte andererseits diejenigen, die mit grollenden Herzen an den Schaufenstern der Spielwarenhandlungen stehen, daran erinnern, daß man auch recht arm sein und doch das schönste und beste Kinderspielzeug der Welt besitzen kann. Ein Sandhaufen im Freien und Bausteine im Zimmer — wie wenig kostet das, wie nützlich ist es für Geist und Körper und was für immer neue Freuden bietet es den Kindern! Immer und immer neue Paläste und was für wunderbare Gestalten formt man aus Sand, was für architektonische Kunststücke kommen da zu stande, ganz abgesehen von den appetitlichen Kuchen, die stets mit Vorliebe gebacken werden! Und dann Lappen, an denen

die Mädchen schneiden, Holz, an dem die Zungen schneitzen! Zwirnspulen, in deren Verwendung die kleinen Leute eine unerschöpfliche Phantasie zeigen, Kästchen und Schächtelchen, die sich gar mannigfach umgestalten lassen! Papier, aus dem man Fächer und Schirme, Fahnen und Ketten, Schiffe und Wagen, Hüte und Häuser fertigt und noch unendlich viel mehr! Und endlich alle die Schätze, die man in Wald und Feld findet, die man von den Spaziergängen heimbringt — wie wenig kostet das und wie herrlich spielt es sich damit!

Freilich — das Herrlichste von allem ist Mühlenbauen im Straßengraben. Das weiß ich aus eigener Erfahrung, und ich bin überzeugt, daß selbst der blasierte Herr Arthur daran Gefallen finden würde. Aber wo sind die Mamas zu finden, die es mit den Höschen nicht gar so genau nehmen!

Moderne Zauberei.

Ein Versuch zur Erklärung der hypnotischen Erscheinungen.

„Sie glauben also an diesen Schwindel?“ sagte neulich hell auflachend eine Dame, als in unserm kleinen Kreise das Gespräch auf den Hypnotismus gekommen war. Verschiedene Gesichter wandten sich mit spöttischem Ausdruck zu mir, während am anderen Ende der Tafel ein Herr sich mit den Fingerspitzen ganz sonderbar über die Stirn strich und Miene machte, etwas zu entgegnen. „Von Glauben oder Nichtglauben kann da doch keine Rede mehr sein,“ erwiderte ich. „Wenn von den Herrschaften noch niemand in der Lage war, hypnotischen Experimenten beizuwohnen, so haben Sie doch gewiß alle schon in den Zeitungen von den Thatsachen gelesen, die glaubwürdige Zeugen berichten.“ — „Ach, diese glaubwürdigen Zeugen!“ lachte die Dame nun wieder. „In früheren Zeiten gab es Leute, die den Taschenspielern glaubten, einen Tagliostro, Saint-Germain u. s. w. ernst nahmen, und heute geht es eben mit dem Hypnotismus so. Von Ihnen wundert es mich aber, da Sie doch Naturwissenschaften studiert haben.“ — „Es giebt sogar berühmte Ärzte, meine Gnädige,“ unterbrach der Nachbar die Dame, „die sich von diesen sogenannten Medien täuschen lassen. Sie haben doch neulich vom Professor Krafft-Ebing gelesen, von der Person, die sich auf seinen Hofuspokus hin wie ein Kind gebärdete, wie ein Kind sprach, schrieb u. s. w. Der Herr Professor wird ja nicht lügen, aber wer beweist uns, daß er nicht getäuscht wurde? Ich falle auf diesen modernen Zauber nicht

rein. Übrigens war ich vor Jahren einmal bei einer Sitzung, wo ein gewisser Jemand, den ich nicht kannte, dazu gebracht wurde, auf einem Stuhle im Zimmer herumzureiten. Als ich aber den Mann aufforderte, mich zu hypnotisieren, da gelang's ihm nicht. Wenn Sie etwa auch ein solcher Zauberer sind, Herr Doktor — bon, nehmen Sie eine Flasche Salmiak und wenn ich ihn für Portwein trinke, dann will ich den Salmiak verschmerzen und Ihnen glauben.“ — Nun entstand plötzlich eine ganz merkwürdige Bewegung in der Gesellschaft. Es war, als ob sich mir alles näherte. Einige Gesichter lächelten zwar noch spöttischer, die Damen aber sahen mich dafür geradezu zärtlich an und meine Nachbarin legte ihre Hand auf die meine und sagte schmeichelnd: „Ach ja, lieber Doktor, hypnotisieren Sie uns ein bißchen.“ — „Es thut mir leid,“ erwiderte ich, „daß ich nicht dienen kann. Zum Gesellschaftsspiel ist der Hypnotismus durchaus nicht geeignet, solche Versuche gehören in das Laboratorium des Forschers, in das Zimmer des Arztes.“ — „Kann einem das bißchen Magnetismus denn wirklich gefährlich werden?“ — „Gewiß. Übrigens möchte ich bemerken, daß die hypnotischen Erscheinungen mit irgendwelchem Magnetismus durchaus nichts zu thun haben.“ — Nun wandte sich der Herr mit den Fingerspitzen zu mir. „Sie glauben nicht an magnetische Kräfte? Ja, wie wollen Sie denn dann die Hypnose erklären? Wie könnte der Hypnotiseur denn das Medium so in seine Gewalt bekommen, wenn nicht ein Fluidum von ihm ausströmte?“ — „Man könnte auch annehmen, daß eine Hirnlähmung bewirkt wird,“ unterbrach ein anderer. „Wenigstens wird es behauptet, ich habe es erst kürzlich irgendwo gelesen.“ Ich schüttelte den Kopf und lachte. „Darf ich den Herrschaften einen kleinen Vortrag halten, der das Geheimnis der modernen Zauberei enthüllen soll?“ Natürlich rief alles ja und so erzählte ich, was ich zu sagen hatte.

Ich habe dieses Gespräch an die Spitze meiner Betracht-

tungen gestellt, weil es die Veranlassung dazu bot, weil sich mir seitdem die Überzeugung aufgedrängt hat, daß es keine undankbare Aufgabe sein dürfte, ein größeres Publikum über einen Gegenstand aufzuklären, über den die wunderbarlichsten Ansichten verbreitet sind und der durchaus nicht bloß für den Psychologen, den Naturforscher ernstes Interesse hat, dem es auch an praktischer Bedeutung nicht fehlt. Es hat sich ja in der jüngsten Zeit sogar eine gewisse Furcht vor dieser Erscheinung herausgebildet und phantasievolle Köpfe haben uns an alle Wände den Verbrecher gemalt, der seine Opfer in hypnotischen Schlaf versenkt.

Was mich betrifft, so verfolge ich die Entwicklung dieser „modernen Zauberei“ seit zwölf Jahren, seitdem ich in einem Kreise von Naturforschern den Experimenten Hansens bewohnte, der damals die ganze Gesellschaft von Ungläubigen zu Gläubigen machte. Neuerdings habe ich durch die Liebenswürdigkeit des praktischen Arztes Dr. J. Großmann in Berlin, der einer der hervorragendsten Kämpfer für die Anwendung der Hypnose als Heilmittel ist, Gelegenheit gehabt, meine Anschauungen zu klären und zugleich eine Reihe hochinteressanter Versuche mit praktischen Endzwecken kennen zu lernen. Ich konnte die körperliche Wirkung der hypnotischen Suggestion bei einigen Patienten des Dr. Großmann (die ihre Einwilligung zu meiner Anwesenheit gegeben hatten) studieren und bin so auch in der Lage, über die modernste Streitfrage auf diesem Gebiete etwas berichten zu können.

Den meisten der Leser werden die hypnotischen Erscheinungen wenigstens aus ihrer Lektüre bekannt sein und von diesen wieder werden die meisten wissen, daß es sich dabei durchaus nicht um irgend welche Betrügereien handelt, daß die Thatsächlichkeit dieser Erscheinungen von der Wissenschaft längst anerkannt ist. Alle diese Phänomene haben zur gemeinschaftlichen Grundlage die „Suggestion“, das heißt die Eingebung von Vorstellungen durch Worte oder Handlungen. Hat der Hypnotiseur durch ein geeignetes Verfahren die Hyp-

nose eingeleitet, so versinkt die Versuchsperson in einen schlafähnlichen Zustand und läßt sich nun von dem Hypnotiseur beliebige Vorstellungen aufzwingen — „suggerieren.“ Hansen ließ seiner Zeit einen bekannten Naturforscher in eine Kartoffel beißen — er hatte ihm suggeriert, es sei eine Birne. Dr. Großmann sagte zu einer Hypnotisierten: „Da ist ein leerer Stuhl, bitte, setzen Sie sich darauf“, und sie setzte sich sofort auf meinen Schoß. Auf das weitere Verlangen, ihm näher zu rücken, schleppte sie dann den Stuhl samt meiner Wenigkeit fort. Es giebt verschiedene Grade der Hypnose und in jedem einzelnen Falle treffen durchaus nicht alle Erscheinungen ein. Sieht man davon ab, so lassen sich die letzteren in drei Gruppen aufführen: Die der Befehlsautomatie, die der suggerierten Hallucinationen und die der Schmerzlosigkeit. Der Hypnotisierte vollführt die ihm gegebenen Befehle, er weicht mit allen Zeichen des Schreckens zurück, wenn man ihm eingiebt, daß ein wütender Hund auf ihn zukommt, er trinkt Tinte für Champagner (Hallucinationen) und endlich werden Nadelstiche und dergleichen als bloße Berührungen oder gar nicht empfunden. Bemerkenswert ist noch, daß Glieder auf Befehl nicht nur in ungewohnten Stellungen festgehalten werden, daß die Muskeln dabei in der That erstarren, wie bei der Starrsucht, der Katalepsie. Auf die rein körperlichen Wirkungen kommen wir später noch zu sprechen, dagegen seien hier gleich noch die sogenannten posthypnotischen Wirkungen erwähnt, d. h. Wirkungen, welche eintreten, nachdem die Versuchsperson wieder erwacht ist. Unter Umständen kann man nämlich die Versuchsperson auch dazu bringen, einen in der Hypnose empfangenen Befehl später, im Zustand des Wachens, auszuführen.

Das ist in knappen Zügen ein Bild der Hypnose, das viele Leser durch zahlreiche Details ergänzen werden. Man hat ja oft genug von diesen Dingen gelesen. Was die Herbeiführung der Hypnose betrifft, so hört man darüber allerdings meist nur Falsches, weil die älteren Verfahren immer

den Anschein erwecken, als handle es sich um magnetisch Einflüsse und dergl. Ich will mich auch über diesen Gegenstand hier nicht näher verbreiten und mich darauf beschränken die Methode Dr. Großmanns, die eine Vervollkommnung jener von Liebault und Bernheim ist, mitzuteilen. „Zunächst suggeriere ich,“ berichtet Dr. Großmann, „jedem Patienten die Suggestibilität. Dem Skeptiker begegne ich am besten durch folgendes kleine Experiment: Ich sage ihm, daß ich — was er nicht glaubt — auf die Bindehaut seines Augapfels drücken könnte, ohne daß er seine Lider schließen, zwinkern würde. Das Experiment gelingt fast immer und das Gelingen dieser Suggestion erhöht die Empfänglichkeit oft schon so sehr, daß der einfache sofort erfolgende Schlafbefehl genügt, um sofortige Hypnose eintreten zu lassen. Im anderen Falle lasse ich den auf einem Fauteuil nicht angelehnt sitzenden, oder noch besser auf einem Diwan in halb sitzender, halb liegender Stellung befindlichen Patienten mich einige Sekunden fest fixieren. Ich suggeriere ihm nun, daß ein Gefühl der Wärme seine Glieder durchziehe, daß vor allem seine Arme, die auf den Knien aufliegen, bleischwer würden. Bei diesen Worten hebe ich diese, bei den Handgelenken erfassend, ein wenig in die Höhe und lasse sie mit einem leichten Ruck meiner Hände plötzlich fallen. Sie fallen anscheinend bleischwer auf den Knien auf, der Patient hat thatsächlich das Gefühl außerordentlicher Müdigkeit in seinen Armen, wie es mir fast allseitig bestätigt worden ist. Nun kommt, wenn ich noch nicht den etwas starren Ausdruck im Blick, das nur wenige Sekunden anhaltende Anzeichen dafür, daß der Schlafbefehl Erfolg haben dürfte, bemerke, der Haupttrick. Ich bitte den Patienten, seine Augen zu schließen, oder schliesse sie ihm schnell selbst, ergreife seine Handgelenke bei rechtwinklig nach oben flektierten Unterarmen und suggeriere, daß er so müde würde, daß er sich nicht mehr aufrecht halten könne, vielmehr unbedingt hintüber falle. Dabei drücke ich ihn selbst mit minimalen Rucken allmählich hintüber, bis er mit dem Kopf

an der Fauteuillehne angelangt ist, und erteile, wenn überhaupt noch nötig, den Schlafbefehl. Wie mir von meinen Patienten versichert wird, wird so ein unbezwingliches Müdigkeitsgefühl erzeugt, wohl basierend auf einem leichten Schwindelgefühl, von dessen Eintreten sich ein jeder leicht überzeugen kann, wenn er in sitzender Stellung bei geschlossenen Augen sich selbst langsam ziemlich tief hintüber legt. Der Vorgang muß sich natürlich in wenigen, längstens 6—10 Sekunden abgespielt haben und erfordert allerdings einige Übung“.

Der Leser wird schon aus diesem Hypnotisierungsverfahren entnehmen, daß es sich bei der ganzen Zauberei weder um magnetische noch um dämonische Einflüsse handeln kann. Es deutet aber — im Gegensatz zu den Handgriffen mancher älteren Hypnotisireure — auch nicht darauf hin, daß der armen Versuchsperson Hirnlähmungen und dergl. beigebracht würden. Bei Patienten, die schon wiederholt hypnotisiert sind, geht die Sache sogar noch viel einfacher. Der Doktor läßt sie hinsetzen, sagt: „Schlafen Sie“ und die Hypnose ist da. Man gewinnt den Eindruck, als ginge überhaupt nichts Außergewöhnliches vor, man denkt an eine Mutter, die ans Bett des schreienden, weinenden Kindes tritt, ihm den Kopf zurecht legt und zärtlich flüstert: „Nun schlafe, mein Liebling.“ Gar viele Leserinnen werden die Erfahrung gemacht haben, daß der Liebling aufhört, unartig zu sein, und eine Minute später bereits seine Augen geschlossen hat und schläft.

Und da sind wir denn auf den Punkt gekommen, von dem aus diese moderne Zauberei sich sehr leicht erklären läßt. Man muß nur nicht gleich aus einem Extrem ins andere fallen, und sobald man einsieht, daß es sich weder um Schwindel noch um Wunder handeln kann, verlangen, daß man nun ein Gehirn hinmalt wie eine Maschine und das Gehirnphänomen wie die mechanische Arbeit der Maschine erklärt. Schlagen wir dagegen den psychologischen Weg ein, so wird uns der Hypnotismus bald kein Rätsel mehr sein — umso weniger, als wir eigentlich alle beständig unter dem Einfluß

von Suggestionen stehen, die uns entweder von andern gegeben werden („Fremdsuggestion“) oder die wir uns selbst geben („Autosuggestionen“).

„Die hypnotischen Phänomene“ — habe ich oben gesagt — „haben zur gemeinschaftlichen Grundlage die Suggestion das heißt die Eingebung von Vorstellungen durch Worte oder Handlung.“ Nun lassen wir uns solche Vorstellungen that sächlich fortwährend eingeben und bisweilen acceptieren weit Kreise sogar die allerunsinnigsten Vorstellungen, Vorstellungen mit denen man sich oft selbst materieller Vorteile begiebt sich zum Sklaven macht, sich ins Unglück stürzt. Für mich hat sich die ganze Geschichte der Menschheit längst in eine Reihe hypnotischer Experimente aufgelöst, unterbrochen durch das Aufschreien jener kleinen Minderheit, die Fremdsuggestionen nicht zugänglich ist. Nur so lassen sich jene historischen Ereignisse begreifen, die uns heute geradezu unglaublich erscheinen. Aber blicken wir uns doch in unserer nächsten Nähe ein wenig um. Da sehen wir vernünftige, ausgezeichnete Männer, die sich als Giganten kleiden, tadellose Frauen, die es über sich bringen, das übliche Ballkostüm anzulegen, Redner, die mit den durchsichtigsten Lügen Begeisterung erregen, Bücher, die ebenso langweilig als dumm sind und die plötzlich alle Welt lieft, unbedeutende Menschen, die über Nacht berühmt werden, Helden à la Boulanger, denen eine ganze Nation zujubelt und die nicht das Geringste geleistet haben. Die Suggestibilität ist eine psychische Eigenschaft der überwiegenden Mehrheit aller Menschen und durch geschicktes Verhalten kann man sie leicht noch enorm erhöhen. Es handelt sich nur darum, ein Wesen, das sich gern seines Urteils und bis zu gewissem Maße auch seiner Willkür begiebt, das gern bereit ist, zu glauben, soweit zu bringen, daß Urteil und Willkür fast ganz beseitigt werden. Daraus geht schon hervor, daß die hypnotische Suggestion bei starken Zweifelnaturen gar nicht oder nur sehr schwer gelingt, und um so eher gelingt, je mehr die betreffende Person

sie selber herbeiwünscht. Wodurch unterscheidet sich nun die hypnotische Suggestion von der Wachsuggestio, die wir im täglichen Leben auf Schritt und Tritt beobachten können? Der Hypnotiseur erweckt durch sein Verfahren in der Versuchsperson die Vorstellung, daß sie in Schlaf versinkt. Er schläfert sie nicht wirklich ein, sondern er erzeugt eine Schlafillusion — nur bei tieferer Hypnose geht diese in einen schlafähnlichen Zustand über. Die Versuchsperson glaubt in Schlaf zu sinken — ihr diesen Glauben einzulösen, darin besteht eben die Kunst des Hypnotismus. Ist diese Suggestion gelungen, so zeigt sich nun aber sofort eine viel stärkere Suggestibilität, eine noch weit größere Neigung, irgend welche Vorstellungen zu acceptieren, als im Wachzustande. Das ist darauf zurückzuführen, daß unser Gehirn nicht imstande ist, seine Thätigkeit auf zwei Dinge gleichzeitig mit gleicher Intensität zu richten. Wer in eine interessante Lektüre, in eine Arbeit, die ihn fesselt, vertieft ist, hört nicht, was neben ihm gesprochen wird. Mir selbst ist es oft genug passiert, daß ich, mit meinen Gedanken beschäftigt, auf der Straße einem Freund ins Gesicht starrte und ihn doch nicht bemerkte — er mußte mich erst am Arme fassen und mich fragen, ob ich denn erblindet sei. Die Versuchsperson ist nun ganz in ihre Schlafillusion versunken und sagt gewissermaßen zu allem andern, was ihr vorgesagt wird, ja, und zwar um so leichter, als auch ihre Augen geschlossen sind. Man versuche es einmal, jemand bei festgeschlossenen Augen rasch nacheinander Wein, Milch, Tinte u. s. w. zu kosten zu geben und man wird erfahren, daß er dieselben voneinander nicht unterscheiden kann. Der Hypnotiseur schläfert also nicht das ganze Gehirn ein, er lähmt es nicht und auch nicht einzelne Teile desselben, er bewirkt durch rein psychische Manöver, daß Urteil und Willkür eingeengt werden, sich ihrer Herrschaft über die niederen Nervencentren mehr oder weniger vollständig begeben. Damit sind die Erscheinungen der Befehlsautomatie sowie die Illusionen (Hallucinationen)

ohne weiteres erklärt. Aber auch hinter das Geheimnis der Unempfindlichkeit gegen Nadelftiche u. dergl. wird man bald kommen, wenn man sich nur erinnert, daß wir selbst sehr starke körperliche Schmerzen nicht mehr fühlen, wenn unser Aufmerksamkeit sehr intensiv auf etwas anderes gerichtet wird. Mitunter kann das schon durch interessante Lektüre geschehen, jedenfalls aber geschieht es durch eine Arbeit, die den ganzen Menschen gleichsam aufzehrt, wie die des Dichters und Denkers, oder durch eine starke Inanspruchnahme nach der Gefühlsrichtung, durch ein unerwartetes Glück, ein plötzlich hereinbrechendes trauriges Ereignis. Was sodann die Wirkung auf die Muskeln, die Erscheinungen der Starrheit betrifft, so nötigen sie uns nun freilich aus dem Gebiet der Psychologie hinüber in das der Physiologie. Es ist nötig darauf hinzuweisen, daß diese Einengung des Urteils und des Willens so viel heißt als vorübergehende Ernährungsstörung jener Gehirnpartien, an die Urteil und Willen gebunden sind. Auch außerhalb der Hypnose wirken solche Störungen aber auf die Muskeln und Gefäße — der ganze Körper wird ja von dem Centralnervensystem aus durch die Nerven regiert. Man erinnere sich an die verwandten Erscheinungen des Errötens und Erbllassens, oder an die Lähmungen, die infolge von Schreck oder dergl. entstehen. Man kennt Fälle, in denen durch psychische Wirkung vorübergehend die Sprache, der Geruch, der Geschmack verloren ging, und ich könnte einen Mann anführen, der durch eine große Erregung auf einem Auge erblindete und dann ohne ärztliche Eingriffe wieder genas.

Damit sind wir nun auf die physiologischen, die rein körperlichen Wirkungen der Hypnose gekommen und auf die Möglichkeit, sie zu Heilzwecken auszunützen. Der eigentliche Gegenstand dieser Betrachtung erlaubt mir nicht, näher darauf einzugehen, aber man wird nach dem Gesagten begreifen, daß unter günstigen Umständen durch hypnotische Suggestion alle möglichen körperlichen Wirkungen erzielt werden können.

— jeder Teil unseres Körpers wird ja, wie oben schon bemerkt, von dem Centralnervensystem aus regiert. So sah ich denn auch, wie Dr. Großmann durch Suggestion Blutungen stillte, Schweißabsonderung hervorrief, leichte Hautentzündung erzielte, die Verdauung beeinflusste u. a. m. Ich will übrigens diese Zeilen nicht schließen, ohne noch die Harmlosigkeit und Gefahrlosigkeit der Hypnose hervorzuheben, sofern dieselbe eben nur von einem erfahrenen Arzte für Heilversuche eingeleitet wird. Selbstverständlich muß derselbe zum Hypnotisieren das Geschick haben, und dann wird er auch den Patienten nur freundliche, heilsame Suggestionen geben. Andererseits kann der ungeschickte Hypnotiseur natürlich das Nervensystem ernstlich gefährden, und wer sich zum Spaß oder als Schaustück immer wieder hypnotisieren läßt, wird endlich sein Urtheil und seinen Willen nicht mehr bloß vorübergehend „eingeengt“ haben. Was endlich die Furcht vor dem hypnotisierenden Verbrecher betrifft, so wird sich der Leser dieser Zeilen jetzt wohl von selber sagen, daß sie sehr stark übertrieben ist. Man kann einen Menschen auf diese Weise nicht überfallen. Wer sich nicht hypnotisieren lassen will, wer nicht selbst den Wunsch mitbringt, bei dem bleibt jeder Versuch erfolglos oder er gelingt erst nach oft wiederholten, schwierigen Experimenten. Die Verbrecher werden auch in Zukunft die bekannten, schnell und sicher wirkenden Mittel vorziehen, und was jene ganz willenlosen, urtheilslosen, leichtgläubigen Geschöpfe betrifft, denen die Sache leicht gefährlich werden kann, so wird es ihnen ja auch die ganz gewöhnliche Wachsuggestion, von Menschen ausgeübt, die vom Hypnotismus keine Ahnung haben. —

Die Göttin des Jahrhunderts.

Stolz und sicher steht sie da, hochaufgerichtet, mit einer überlegenen Lächeln in den kühlen harten Zügen, eine Glitterkrone in der erhobenen Rechten, das Haupt umstrahlt von einem sonderbar blendenden Lichte, das weit, weit in die Ferne dringt. Wer ist sie denn, diese Göttin? Die Elektrizität etwa? Oder die Wissenschaft? Die Technik? Ach nein! — nichts von alledem — ich glaube wenigstens, daß mir niemand unrecht giebt, wenn ich als die Göttin des Jahrhunderts die Reklame erkläre! —

Allerdings — im ersten Jugendalter steht unsere Göttin gerade nicht mehr. Im Grunde genommen ist ja auch das Augenblitzen und das Lächeln einer Wilden Reklame, und der erste Mensch, der sich über seine Genossen zu einer gewissen Machtstellung emporschwang, hat möglicherweise schon etwas von der „Kunst sich geltend zu machen“ verstanden. Die Kulturgeschichte des Altertums zeigt uns, daß es schon damals an Reklame-Talenten und Reklame-Genies nicht fehlte, aber wie unser Jahrhundert die Naturwissenschaften auf vorher nicht geahnte Höhen führte, so geschah es auch mit der Reklame, und überdies war es unserer Zeit vorbehalten, die Reklame zu popularisieren, das Monopol der besonders für Reklame Begabten zu brechen und allen die Mittel an die Hand zu geben, mit denen sie ihr Licht gehörig leuchten lassen können. Der Gipfel dieser Höhe wird freilich erst dann erreicht sein, wenn man öffentliche Kurse für den Unterricht in der Reklame einrichtet und in den Lehrplan der Volksschulen wenigstens die Elemente der neuen Wissenschaft auf-

nimmt. Notwendig wird die Kenntnis derselben mit jedem Tag mehr, denn es wird beständig schwerer, sich der stets unwachsenden Konkurrenz gegenüber geltend zu machen, die Neugierde zu wecken, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und das natürliche Talent zur Reklame ist eben so selten, wie irgend eine andere hervorragende Begabung. Einfälle, wie einer Gastwirt, der, um seine angeammelten Fleischreste rasch abzusetzen einfach den Kellnern aufstrug, bei jedem Gange nach dem zur Küche führenden Schalter laut zu rufen: Szegediner Goulasch — Szegediner Goulasch — und wieder Szegediner Goulasch — solche Einfälle, die, wenn sie nur geschickt eingeleitet, stets zum Absatz des „Szegediner Goulasch“ führen, hat nicht jeder. Es darf auch das nächste mal nicht wieder Szegediner Goulasch sein und man muß schon etwas Phantasie haben, um dann die Sache als Bulgarisches Zwiebelfleisch oder Bismarck-Ragout unter die Leute zu bringen.

Die Meister der Reklame sind die Amerikaner. Vielleicht ist die wilde Jagd nach dem Erfolg, die sich in den jäh aufblühenden Staaten entwickeln mußte, die Ursache davon, daß das Reklame-Talent, das ja, wie alle anderen Talente geweckt werden muß, dort stets in erster Linie in Anspruch genommen und damit gekräftigt und fortentwickelt wurde. Wo aber viele Talente nach einer Richtung hin wirken, dort wird die betreffende Kunst auch mit der Zeit popularisiert — man kann ähnliches in allen Städten beobachten, wo sich bedeutende Malerschulen aufgethan haben, wo die Musik besondere Pflege findet u. s. w. So wird es wohl auch mit der Reklame in Amerika gegangen sein und so ist Amerika zur Hochschule dieser Kunst oder Wissenschaft geworden. Man vergleiche nur die amerikanischen mit den deutschen Zeitungen, und man wird sofort erkennen, daß wir nur Nachahmer sind, und daß unsere Schüchternheit, unsere Scheu, wenn man will auch unser Anstandsgefühl oder unsere Vorurteile uns sogar hindern, das was die Yankee's eronnen haben, einfach auch zu thun. Schon die äußere Anordnung der Inserate in den

Zeitungen beweist, wie verschämt wir noch sind. Die Amerikaner nehmen keine Rücksicht auf den sonstigen Inhalt des Blattes, sie stellen die Inserate dorthin, wo sie am meist in die Augen fallen, mitten hinein zwischen sentimentale Novellen, ernste politische Betrachtungen, lyrische Gedichte, drucken sie bisweilen sogar mit anderer Farbe auf eine literarische Arbeit, die der Name eines hervorragenden Autorisiert. Wie anders ist es in Deutschland! Da stehen die Inserate alle hübsch beisammen hinter dem Text, und wenn ein Blatt einen leisen Versuch unternimmt, auf den Spuren der Männer des Westens zu wandeln — das Publikum nimmt es bald übel. Ja selbst der übliche Inseraten-Anhang, der doch immerhin auch anregenden Stoff bringt, ist manchmal ein Dorn im Auge — erhielt doch erst kürzlich eine hervorragende Zeitschrift einen Beschwerdebrief des Inhalts, daß man das Abonnement aufgeben würde, wenn das betr. Blatt fortführe, so viel Inseratenbeilagen zu machen. Selbstverständlich ist auch der Schreiber dieser Zeilen kein Freund der rücksichtslosen Manier der Amerikaner. Aber sich darüber zu ärgern, daß man als Zugabe zu etwas noch einen mit Geschäftsempfehlungen bedruckten Bogen Papier mehr bekommt — das weicht doch, milde ausgedrückt, ebenso weit nach der entgegengesetzten Richtung von der berühmten „goldene Mitte“ ab.

Übrigens sind die Amerikaner nicht bloß Virtuosen des Annoncen-Wesens, sie scheuen auch sonst vor nichts zurück wenn es gilt Reklame zu machen. Weder die Felswände des Niagara-Falles noch die Mauern ihrer Kirchen sind ihnen heilig, es giebt kaum ein Plätzchen, das sicher wäre, nicht mit Reklamen bemalt oder mit Plakaten besetzt zu werden. Sealsfield, der geniale Schilderer amerikanischen Lebens erzählt mit köstlichem Humor eine Scene, die sich auf einem Mississippi-Dampfer abspielte. Ein Neger fing auf dem Verdecke Streifen an, und es kam so weit, daß er von ein paar Gentlemen tüchtige Prügel erhielt. Auf sein Sammergeheul kam nur

aus der Kajüte ein Mann herauf, der den unter Schmerzen sich windenden Burschen mit einer Salbe bestrich. Raum war das geschehen, als der Schwarze auch schon wieder freudig lächelte und dankbar erklärte, keine Schmerzen mehr zu fühlen. Das hatte die Universaljälbe von Mr. X. Y. gethan! Ein Seitenstück zu dieser dem Leben abgelauchten Geschichte ist es, wenn ein Händler die Nachricht verbreiten läßt, er werde wegen seiner Schleuderpreise demnächst unter Kuratel gestellt werden, oder wenn ein Hutmacher Bilder verteilt, auf welchen man einen Dandy erblickt, der sich rasiert und dabei statt eines Spiegels — einen Cylinder von N. N. benutzt. In Chicago kam kürzlich der Besitzer einer großen Möbelhandlung auf den Einfall, in dem riesigen Schaufenster seines Geschäftes eine — Trauung vollziehen zu lassen. Die Menge der Gaffer war so groß, daß die Polizei nur mit Mühe die Ordnung aufrecht zu halten vermochte. Das Pärchen, das sich zur Schaustellung hergegeben hatte, wurde natürlich entlohnt und war mit einer vollständigen Hauseinrichtung. Daß den Yankee die Komik dieser Art, Reklame zu machen, nicht entgeht, beweisen die Humorblieten, die man fast in jeder Nummer eines amerikanischen Witzblattes findet. Vor einiger Zeit las man in einem solchen die folgende Notiz: „Eine New-Yorker Firma hat bekannt gemacht, daß sie allen Kahlköpfen in den größeren Städten des Landes, in denen sich Theater und Konzertlokale befinden, ein angemessenes Honorar zu zahlen bereit sei als Entschädigung dafür, daß sich die betreffenden Glazen-Inhaber Geschäfts-Annoncen auf ihren Schädel malen lassen und sich verpflichten, jahraus jahrein mindestens viermal wöchentlich im Parkettraum eines Theaters oder Konzertlokales zu erscheinen und Sonntags regelmäßig eine Kirche, ganz gleich welchen Bekenntnisses, zu besuchen, nur Synagogen orthodoxen Stiles ausgenommen, da man dort mit der Kopsbedeckung die Andacht zu verrichten pflegt.“ Echt amerikanisch war übrigens auch der Einfall einer bekannten deutschen Weingroßhandlung, in allen Städten, in

denen sie Filialen besitzt, von einer eigens zu diesem Zweck erworbenen Künstlergenossenschaft Konzerte geben zu lassen deren Reinerträgnis den Armen der betreffenden Städte zugute kam, und auch mein Freund, der Zeitungsverleger hat gerechten Anspruch, mit den Amerikanern verglichen zu werden. Um sein neugegründetes Zeitungsunternehmen populär zu machen, besoldete er eine kleine Armee von Leuten, die in den Restaurationen und Cafés der Stadt, namentlich in der Nähe von Stammtischen postiert wurden und die Aufgah hatten, recht auffallend nach der neuen Zeitung zu fragen das Gespräch darauf zu lenken, sie zu rühmen und zur Lectüre interessanter Artikel anzuregen. Der Mann verdankt der Einfalt das Millionchen, dessen Besitzer er gegenwärtig ist.

Nicht weniger Aufmerksamkeit als der Art der Reklamen wenden die Amerikaner ihrer Form zu. Sie fangen mit Bismarck oder der Königin von Spanien an, man liest gespannt weiter und findet endlich die Empfehlung eines Schneiders oder Schuhmachers. Auch bei uns ist diese Ankündigung längst populär geworden. Vor einiger Zeit fand man in zahlreichen Blättern eine Notiz unter dem Titel „Der neueste Theaterkandal.“ Da wurde in ziemlich spannender Form von allerlei komischen Störungen erzählt, welche im X-Theater ein Mensch durch seine immer wiederkehrenden Hustenanfälle erregte. Endlich kam es sogar zu laut geführten Debatten, zu einem derartigen Skandal, daß einige Anwesende schon in Begriff waren, den Hustenden vor die Thüre zu setzen. Plötzlich aber erhob sich ein anderer Theaterbesucher, reichte ihr eine D-Bille und siehe da — der Mann hustete nicht mehr. Ein bekannter Cigarrenfabrikant inserierte einige Monate lang an verschiedenen Orten in folgender Form: Die besten Cigarren, welche Mörderischen Rauch machen u. s. w. u. s. w. Die Worte Diebe und Mörder waren sehr groß, alle übrigen sehr klein gesetzt, und die Annonce erreichte sicher ihren Zweck, denn wessen Augen werden heutzutage durch die Worte „Diebe“ und „Mörder“ nicht angezogen? Daß man auch bisweilen

das Maß des Zulässigen weit überschreitet, beweist folgende „Tagesneuigkeit“ aus einem angesehenen Wiener Blatte vom 11. Juli 1886: „Zum Tode des Königs von Bayern. Als die Nachricht von dem jähen Tode des Königs Ludwig in die Hauptstadt kam, da trat an die Beamten- und Lehrerschaft Münchens die Nothwendigkeit heran, sich auch mit Trauerkleidern zu versehen. Es wurden plötzlich in München Unmengen von schwarzen Anzügen bestellt, und die dortigen Schneider konnten beim besten Willen den Anforderungen nicht genügen. Unter solchen Umständen blieb ganzen Korporationen und Beamtenkörpern nichts übrig, als sich nach auswärts zu wenden. Der Ruf unseres ersten Etablissements in dieser Branche, des Hauses Rothberger ist in München ebenso fest begründet, als in Wien, und dies erhellt wohl am besten die Thatsache, daß bei Rothberger am Stephansplatz vrieslich und auch telegraphisch nicht weniger als 468 schwarze Anzüge zur Trauerfeier bestellt wurden. Schon achtundvierzig Stunden nach eingetroffener Bestellung begab sich ein Angestellter des Hauses Rothberger mit den fertigen Anzügen nach der bairischen Hauptstadt und zeigten sich sämtliche Persönlichkeiten, denen Kleider geliefert wurden, höchlichst befriedigt. Bestern sind nun an Herrn Rothberger Dankschreiben aus München eingetroffen, in denen erklärt wird, daß die Qualität der Stoffe, der Geschmack der Façon tadellos waren. Besonders interessant ist es, daß in mehreren dieser Briefe hervorgehoben wird, daß die Preise trotz der Fracht und des Zolls den in München üblichen gleich waren.“ Und das alles angeknüpft an ein so tragisches, erschütterndes Ereignis wie es der Tod König Ludwigs II. war!

Seit einiger Zeit findet man in den Blättern frankierte Postkarten angeboten, die zu 4 Mark pro Hundert verkauft werden. Wer ein solches Hundert kauft, hat also eine Mark erspart und seine Postkarten unterscheiden sich von den üblichen nur dadurch, daß an der schmalen Seite ein Satz gedruckt ist — die Empfehlung jenes Artikels, für den Reklame

gemacht werden soll. In einer englischen Zeitung, die vor mir liegt, finde ich ein Theaterreferat über eine Aufführung der Kameliendame. In demselben befindet sich folgende Stelle „Im letzten Akte stirbt bekanntlich Marie Gautier an der Schwindsucht (Hätte sie Thempfers Sirup getrunken, die Flasche zu drei Schilling, so wäre ihr das nicht passiert u. s. w.“ Eine bekannte Pariser Geschäfts-Agentur übernimmt es, für irgend welche Gegenstände in der Weise Reklame zu machen, daß sie von den Schauspielern der kleinen Pariser Theater im Lauf des Stückes an geeigneter Stelle erwähnt werden. Ein Verfahren, das an jenen englischen Pillenfabrikanten erinnert, der Charles Dickens zehntausend Pfund Sterling bot, wenn er die betreffenden Pillen durch eine Person in seinem nächsten Romane empfehlen ließe!

Einen großartigen Aufschwung hat in neuester Zeit die Kunst-Reklame genommen. Auch früher sind ja in dieser Beziehung schon interessante Stückchen geleistet worden. So hat Gutzkow einen Roman unter dem Namen des damals gerade sehr begehrten Bulwer erscheinen lassen, Willibald Alexis seinen „Walladmor“ unter dem Namen Walter Scott, Bodenstein eroberte sich das Publikum in der Verkleidung Mirza Schaffys und der französische Novellist Merimée erregte die Aufmerksamkeit durch angebliche illyrische Volkslieder „La Guzla“, die er unter dem Namen Miglanowich herausgab. Diese Gedichte hatte er jedoch selbst geschrieben und ich glaube, er wußte nicht einmal genau, wo sich Illyrien befindet. Aber wie harmlos sind diese kleinen Manöver gegenüber dem modernen Reklame-Betrieb! Wir haben eine ganze Litteratur entstehen sehen, die nur aufs Lärmmachen gegründet ist. Halbtalente und jämmerliche Stümper suchen dem Publikum ihre Ware aufzudrängen mit Hilfe eines Ringes, der in echt amerikanischer Manier vor keinem Mittel zurückscheut, um der Welt Sand in die Augen zu streuen. Am meisten erreicht man da mit Hilfe des Theaters — im Theater kann man ja geradezu Gewaltmittel anwenden. Wie das unter

Umständen gemacht werden kann, mag uns eine Erzählung der Thaten eines älteren Pariser Theaterleiters Florence zeigen. „Er ließ zunächst bekannt machen,“ heißt es da, „daß das Haus für die ersten zehn Vorstellungen ausverkauft sei, und diejenigen, welche Billets zu kaufen wünschten, wurden auf die erste Vorstellung vertröstet. Bei den zehn ersten Vorstellungen wurde das ganze Haus mit Leuten gefüllt, die nicht zahlten und dafür im Schweiß ihres Angesichts applaudierten. Als endlich die Reihe an das zahlende Publikum kam, hatte das Stück einen überall ausposaunten, ungeheuren Erfolg errungen. Mit fieberhafter Neugierde sah man den Aufführungen entgegen und Florence that das seinige, daß das zahlende Publikum, das ohnehin schon so stark beeinflusst war, dann noch weitere Suggestion erhielt. Nicht bloß Klatscher wurden in die verschiedenen Räume geschickt verteilt, auch Damen, die bei den rührenden Stellen in Thränen ausbrechen und ohnmächtig werden mußten. Niemand wollte dann zurückbleiben, neun Zehntel aller Vertreterinnen des schönen Geschlechtes weinten mit. Darüber wurde dann täglich in den Zeitungen in den lebhaftesten Farben berichtet und so wurde die Sensation so groß, daß das Schimpfen einzelner nur dazu beitrug, die Neugierde noch mehr anzuregen. Auf diese Weise gelang es Florence, mit einem mittelmäßigen Stück hundert Aufführungen und mehr zu erzielen, und man weiß, daß er mit seinem System — Schule gemacht hat.“ — Wie schwer es selbst einem mit sensationellen Mitteln begabten Künstler wird, ohne Reklame die „Höhen des Lebens“ zu erreichen, das habe ich aus dem Munde des Tenoristen Mierzwinsky erfahren, zur Zeit als derselbe eben Mode geworden war. Ich wunderte mich darüber, daß er verhältnismäßig so spät unter die „Sterne“ kam, denen man fast jeden einzelnen Ton mit Goldstücken bezahlt, und er antwortete fast wehmütig: „So wissen Sie, ich bin holt dummer Kerl. Jetzt ober hob ich gescheit'n Impresario.“ Und in der That — eben zu jener Zeit verging kein Tag, an dem man nicht Merkwürdiges von

Mierzwinsky las. Gestern hatte er sich verlobt und heute wurde die interessante Verlobung wieder dementiert. Gestern hatte er einen märchenhaft teuren Palast in Warschau angekauft und heute reiste Pauline Lucca von Wien nach Dingsda, nur um Mierzwinsky zu hören. Gestern hatte er bei einem großen Brande mit gelöscht und sich heldenhaft benommen, heute erfuhr man, daß er Spiritist, Hypnotiseur und Gedankenleser sei. Und so weiter, und so weiter ohne Ende. Was die Schriftstellerreklame betrifft, so möchte ich das Kunststückchen eines seitdem vielgenannten Dramatikers besonders hervorheben, der vor Jahren, als eben ein Roman von ihm fortsetzungsweise in einer Zeitschrift erschien, in einem weitverbreiteten Blatte folgende Mitteilung unterzubringen wußte: „Seltsamer Wunsch einer Sterbenden. Der nachstehende Fall, der sich buchstäblich so zugetragen hat, wie wir ihn mitteilen, dürfte wohl einzig in seiner Art sein. Das K-Blatt erhielt dieser Tage von einer Dame einen Brief, der wie folgt lautet: Ich bin schwer krank und weiß, daß ich nicht mehr gesund werden kann. Nun möchte ich gar so gern noch den S.-schen Roman bis zu Ende lesen, fürchte aber, daß ich den Schluß nicht mehr erleben werde und bitte Sie deshalb als ihre bisherige treue Abonnentin, mir die Korrekturbogen des Romans zu schicken. Sie würden mir dadurch eine große Freude bereiten. — Der Wunsch der Abonnentin ist erfüllt worden.“ — Drolliger als dieses plumpe Mittel ist dasjenige, das einmal ein französischer Schriftsteller anwendete, um seinem neuen Romane einen gewissen Absatz zu sichern. Er ließ an die reichen Leute in Paris anonyme Briefe abgehen, in denen er ihnen mitteilte, daß in dem betreffenden Roman ehrenrührige Dinge von ihnen behauptet seien und daß sie gut thun würden, die Sache dem Staatsanwalt anzuzeigen, umso mehr als der Autor sie für jeden erkennbar gezeichnet habe. Die Folge dieser Briefe war ein Sturmlaufen auf die Pariser Buchhandlungen. Scharenweise strömten die Lakaien, die Kammerzofen, die Dienstmädchen herbei, um den neuen Roman zu kaufen.

Doch genug. Man mag sich über die Reklame erboßen oder sie verteidigen, man mag sie als ein harmloses, unentbehrliches Betriebsmittel, als ein Verteidigungsmittel im Kampf ums Dasein oder als einen schönen Betrug betrachten — ändern können wir die Thatsache leider nicht, daß die Welt unter ihrer Herrschaft steht. Sie ist die Göttin unseres Jahrhunderts und diejenigen, die am wildesten die Faust gegen sie erheben, sind oft ihre eifrigsten Anbeter. Stolz und sicher steht sie da, hochaufgerichtet, mit einem überlegenen Lächeln in den kühlen harten Zügen, eine Flitterkrone in der erhobenen Rechten, das Haupt umstrahlt von einem sonderbar blendenden Lichte, das weit, weit in die Ferne dringt. Wird ihre Herrschaft je gebrochen werden? . . .

Wie man die Mäuse fängt.

Im Café, wo ich meine Zeitungen lese, belausche ich manchmal auch die Gespräche meiner Nachbarn.

Gestern saßen drei junge Leute an dem runden Tischchen. Ein Referendar, der natürlich Theaterstücke schreibt, ein Arzt, der seine Sprechstunden noch im Kaffeehaus hält, und ein Herr, der Alfred angesprochen wurde und wohl auch irgend etwas sein wird.

Aus ihrem Gespräch ging hervor, daß alle drei etwas anderes sein wollten, als sie waren — nämlich reich. Wenigstens so viel wollten sie haben, als man braucht, um das Leben genießen zu können. Eine reiche Frau nehmen — das wäre schon etwas, aber es wäre auch ein „Band,“ man würde das Leben doch nicht mehr so recht „genießen“. Darüber waren sie einig, nur über die anderen Wege, ans Ziel zu gelangen, konnten sie sich nicht verständigen.

„Das ist alles Quatsch,“ sagte endlich Alfred. „Ehrliche Leute wie wir, die durch ehrliche Arbeit emporkommen wollen, haben nur einen Weg vor sich. Man muß der Welt mit etwas Neuem kommen; dann beugt sie sich uns auch und unsere Taschen werden gefüllt.“

„Es giebt nichts Neues unter der Sonne,“ erwiderte der Referendar und Theaterdichter, und dann sah er melancholisch den blauen Wölkchen seiner Cigarette nach.

Der Arzt zuckte die Achseln und bestellte einen Cognac.

Alfred aber, der in Erregung gekommen war, streckte seinen Arm über das Tischchen hinüber und klopfte mit seiner Hand auf die des Referendars.

„Das ist auch wieder so ein dünnes Schlagwort,“ sagte er, „das alle Welt nachplappert, während täglich das Gegenteil bewiesen wird. Es giebt nichts Altes unter der Sonne“ — so müßte es heißen.“

Nun lächelten die beiden, aber Alfred ließ sich nicht beirren und fuhr fort:

„Wenn ich Theaterstücke schreiben könnte, wie du, ich hätte der Welt das ersehnte „Neue“ längst gegeben. Und wenn ich die Berechtigung, an meinen Mitmenschen herumzudoctorn, besäße, ich wäre längst ein Arzt, den die ganze Stadt überläuft. Was ist denn neu? Der Rock, den ich trage, ist wahrscheinlich aus alten Lumpen fabriziert. Ist er deshalb alt? Sieht ihm jemand seinen Ursprung an? Es ist ein billiger Rock, aber das Tuch ist modern gewebt, die Farbe ist modern, der Schnitt ist modern, ich bin Besitzer eines neuen Rockes. Die Welt fragt auch nichts nach den alten Lappen, aus denen man ihr die neuen Röcke zusammenschneidert, und deshalb giebt es nichts Altes unter der Sonne. Man muß nur das Geschick haben, zu modernisieren, und wenn man das nicht hat, genügt oft auch — eine tüchtige Portion Frechheit. Es ist gar nicht nötig, die Mäuse mit Speck zu fangen — das Ding braucht nur nach Speck zu riechen und die Mäuse gehen auch drauf.“

„Was würdest du also an meiner Stelle thun?“ fragte der Referendar.

„Sehr einfach das,“ war die Antwort. „Ich schriebe ein ‚modernes‘ Theaterstück. Das heißt, ich nähme einen alten Gruselroman oder eine Birch-Pfeifferiade — natürlich nur Sachen, deren Erfolg schon erprobt ist — und färbte sie neu mit Phrasen über sociale Probleme, Emancipation der Frau, Vererbung, Naturwissenschaft, Wahrheit u. s. w. Seht Euch doch unsere erfolgreiche ‚moderne‘ Litteratur an, ob sie etwas anderes ist! Das wirkliche Genie erkennen die Zeitgenossen nur sehr selten und sie erkennen es vielleicht umsoweniger, je ‚klüger und gescheiter‘ sie sind. Denn das Genie

zeigt sich nicht im ‚Neuen‘, nicht an der Oberfläche, sondern im ‚Alten‘, in dem ewig Alten, das aus dem Blut hervorströmt, in jenem geheimnisvollen Etwas, das bei Sophokles genau dasselbe ist, wie bei Shakespeare oder Goethe.“

„Bleiben wir bei der Sache,“ unterbrach der Doktor, der diese Wendung des Gespräches wenig zu interessieren schien. „Ich bin Arzt, ich will Patienten haben, wo ist denn das ‚Neue‘, mit dem ich mir die Welt beugen könnte?“

Alfred machte eine verächtliche Handbewegung, dann lachte er.

„Du lieber Gott,“ sagte er, „nichts leichter zu finden, als das. Zum Beispiel.“

„Nun — zum Beispiel?“

„Warte mal. Das wäre wirklich eine Idee für dich. Weißt du, was fast alle Kulturmenschen regelmäßig essen? Suppe.“

„Das ist wahr.“

„Und wenn wir nun behaupten, daß die meisten Krankheiten vom Suppenessen kommen, dann haben wir ein Problem, das die ganze Kulturmenscheit interessiert.“

„Aber das ist Unsinn. Suppe ist nicht immer gesund, aber gewiß nie schädlich.“

„Die Suppe lassen wir unangefochten. Aber die Art sie zu essen! Alle Welt ißt die Suppe zu heiß. Diese Entdeckung mußt du machen, und du bist ein gemachter Mann. Man soll die Suppe nicht mit Löffeln essen, sondern schlürfen. Durch Strohhalm oder durch Mannesmann-Röhren. Oder . . . oder . . . ja, das setzt dem Ganzen erst die Krone auf. Miete dir nur heute noch eine elegante Wohnung, einen eleganten Wagen und einen eleganten Kutscher. Du wirst ein neuer Pfarrer Aneipp . . . vielleicht feiert man dich sogar als neuen Robert Koch. Du bist der große Wohlthäter der Menschheit, der ihrem wichtigsten Organ, dem Magen, neue Widerstandskraft verleiht. . . Nach deiner epochemachenden Entdeckung wird man die Suppe nicht mehr mit Löffeln essen, man wird sie schlürfen . . . durch Maccaroni schlürfen. Ein

Hoch dem Maccaronidoktor, den einige belächeln, aber alle anderen bald gut bezahlen werden!“

Die beiden lachten hell auf und auch ich stimmte in die Heiterkeit ein.

Dann wandte ich mich um, als ich aber sah, daß Herrn Alfreds Gesicht ernst geblieben war, nickte ich ihm zu.

„Sie haben ja nicht ganz unrecht,“ sagte ich. „Aber wenn Sie auf dem Weg zum Erfolg so gut Bescheid wissen — warum thun Sie nichts für sich selbst?“

„Ich?“ fuhr er auf, und nun lachte auch er. „Ich etwas für mich selbst thun? Ich bin ein Idealist, lieber Herr, und so lange die Welt besteht, ist es noch keinem Idealisten gelungen — Mäuse zu fangen! . . .“

Dann rief er den Kellner, zahlte und wünschte uns einen vergnügten Abend . . .

Keine Zeit.

„Und wie geht es der Frau Eisenbahnbau- und Betriebs-Inspektor G.“ fragte ich neulich eine befreundete Dame, den ich auf dem Heimweg begegnete. „Ach Gott,“ antwortete sie seufzend, „die Ärmste! Sie ist sehr nervös, sie klagt nur immer, daß sie zu gar nichts mehr käme, daß sie keine Zeit hat. Ich begreif' es freilich nicht . . .“ „Haben Sie Zeit, gnädige Frau“, unterbrach ich sie mit der harmlosesten Miene der Welt und einem leisen spitzbübischen Lächeln im Innern. „Ich —?“ staunte sie. „Aber, lieber Herr Doktor, das ist doch etwas ganz anderes. Ich habe so viele Verpflichtungen, Besuche, Lektüre, Theater, Musik — man muß doch mit der Welt fortschreiten in meiner Stellung! Und dann drei Dienstboten, Herr Doktor, drei Dienstboten — was die einem zu thun geben! Bei dem kleinen Haushalt der Inspektor und den geringen Ansprüchen, die sie macht, begreif' ich es wirklich nicht.“ — „Die arme Frau“, erwiderte ich, „wird eben viel Zeit dazu brauchen, ihr Schlüsselbund wiederzufinden, wenn sie es verlegt hat.“ Nun lachte die Freundin und dann warf sie mir einen strafenden Blick zu. „Sie sind hoshast, Herr Doktor. Aber vielleicht . . . vielleicht haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist merkwürdig . . . selbst mir passiert das so oft. Setzt finde ich die Schlüssel nicht, dann mein Portemonnaie nicht, dann ist wieder mein Handschuhknöpfer gerade wie verschwunden . . . aber was soll man thun gegen diese Vergesslichkeit?“ — „Wer sich immer Zeit nimmt für das Wichtige,“ sagte ich ernst und bedeutungsvoll wie ein Orakel, „dem wird es niemals an Zeit fehlen.“ Sie

sah mich forschend an und schüttelte langsam den Kopf. „Wie soll ich das verstehen?“ — „Ganz so allgemein, wie es gemeint ist, als Grundsatz für das Leben. Aber es giebt auch die Antwort auf ihre Frage. Wichtig ist es zum Beispiel auch, den Handschuhknöpfer stets, sowie man ihn gebraucht hat, wieder auf den bestimmten Platz zu legen.“ — „Aber dazu hat man eben nicht immer Zeit,“ unterbrach sie mich lebhaft. Ich zuckte die Achseln, worauf sie mir noch versicherte, daß ich heute „sehr, sehr boshaft“ sei. Dann verabschiedeten wir uns freundschaftlich wie immer, und ich setzte meinen Weg recht gedankenvoll fort.

Plötzlich kam es wieder wie ein innerliches Lachen über mich. Baron K. fiel mir ein, der Chef eines großen Bankhauses, den ich vor Jahren gekannt habe. Eines Tages trafen wir uns im Eisenbahncoupé und er drückte mir seine Befriedigung über ein halbes Dutzend meiner Arbeiten aus, das er in den letzten Wochen gelesen hatte. „Sie Glücklicher!“ sagte er. „Wenn ich so viel Zeit hätte, wie Sie! Wenn ich Zeit hätte!“ Er besaß nämlich litterarische Neigungen und soll in seiner Jugend ein paar Gedichte verbrochen haben; ja, er beabsichtigte sogar einmal, wie er verschiedenen Personen erzählte, eine Novelle zu schreiben. Aber der arme Mann hatte auch für sein Geschäft keine Zeit. Kam er mittags ins Kontor, um Briefe zu unterschreiben, so wurde er stets nervös und der Prokurist mußte ihn fast mit Gewalt festhalten. „Lieber M., ich habe heute absolut keine Zeit,“ war seine tägliche Rede, und dann fuhr er wieder davon. Dinners und Soupers, Premieren und Ausstellungs-Eröffnungen, Vereinsitzungen und Wohlthätigkeitsbazare, Hochzeiten, Taufen und Leichenbegängnisse, Matinees und five o'clock's, Jagden, Pferdeversteigerungen und ankommende fürstliche Persönlichkeiten nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er zu der ihm unentbehrlichen Lektüre von Journalen nur Zeit fand, während er in seiner Equipage oder im Eisenbahncoupé saß, und endlich als ganz erschöpfter Mann in einer

Kaltwasseranstalt Heilung suchen mußte. Er war Junggesell und ich glaube, er ist es nur geblieben, weil er auch zur Heiraten „keine Zeit“ fand.

Der Fall ist etwas drastisch — aber, im Grunde genommen, haben nicht die meisten von uns ein wenig von dem Baron an sich? Und auch von jenen Damen, die mit ihrer Zeit nicht auskommen, weil sie jetzt ihre Schlüssel, dann ihr Portemonnaie und dann ihren Handschuhknöpfer nicht finden. „Keine Zeit!“ Ist es nicht das zweite Wort, das man hört, die stereotyp gewordene Entschuldigung nicht bloß jener, die überhaupt wenig Sinn haben für die Pflichten des Lebens und die veredelnden Genüsse, die es uns bietet, sondern auch für die große Zahl derer, die den guten Trieb in ihrer Brust betäuben, unterdrücken wollen, die sich selbst bethören? Das gilt mehr oder weniger für Reich und Arm, für Hoch und Nieder, für Mann und Weib. Wer von Jugend auf daran gewöhnt wird und sich selbst gewöhnt, unter allen Umständen für das Wichtige Zeit zu haben, dem wird es nie an Zeit fehlen. Vielleicht klingt dieser Drakelspruch manchem zu entschieden, vielleicht findet man, daß ich zu viel behaupte. Aber man stelle doch nur einmal eine kleine Rechnung auf über die Zeit, die wir alle, ohne Ausnahme, täglich vergeuden, und man wird finden, daß wir auch bei angestrengter Thätigkeit noch immer aus einem reich dotierten Reservefond schöpfen können, wenn wir nur wollen. Ich denke jetzt nicht daran, daß in unseren Tagen so wenige Zeit haben, ein gutes Buch zu lesen, die immer Zeit haben, irgendwo „dabei“ zu sein, bei Premieren, Gastspielen, Rekrutenvereidigungen, Wettrennen, Vorträgen, Kaiserparaden, Radfahrereinzügen, Feuersbrünsten, Regattas, Blumenkorsoos und Hubertusjagden, ich denke auch nicht an die Wirtshäuser, an die Kaffeegesellschaften u. s. w. — ich denke an uns alle und an die Zeit, die fast alle von uns gewohnheitsmäßig mit nichtigen Dingen verlieren. Zum Beispiel bei unserer Toilette, oder mit zwecklosem Klagen und Sammeln, oder mit dem Aufsuchen von Balken in den Augen

der anderen, oder mit pedantisch eigensinnigem Festhalten an Kleinigkeiten oder mit Gesprächen von der Art des folgenden: „Guten Morgen. — Guten Morgen. — Wie geht's? — Danke, so ziemlich. Und Ihnen? — Na, man drückt sich so durch. — Schlechtes Wetter. — Abscheuliches Wetter. — Hoffentlich wird's bald besser. — Das Barometer ist gestiegen. — Ich glaube, daß es kälter wird. — Lieber kalt und trocken. — Niederträchtiges Pflaster hier. — Bei den Steuern, die wir zahlen! — Was sagen Sie zur Tabaksteuer? — Was soll man da sagen! — Rauchen Sie noch immer nicht? — Nein, ich rauche noch immer nicht.“ U. s. w. u. s. w. Aber ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen. Ich bin kein Freudenverderber, kein griesgrämiger Splitterrichter. Auch ich probiere manchmal eine Krawatte länger als gerade nötig wäre, und wenn ich einen Gang zu thun habe, dann kümmerge ich mich um alle möglichen Dinge, die durchaus nicht dazu gehören, betrachte mir die Häuser, die Schaufenster, die hübschen Damen, ja ich gehe sogar bisweilen recht langsam und höre neugierig zu, was da und dort die Leute sprechen. Ich meine nur, daß wir auf diese und ähnliche Art täglich ein paar Stunden vergeuden und daß wir mutig zu diesem Reservefond greifen sollten, sobald wir, wie so oft, der Meinung sind, daß uns für etwas Wichtiges die Zeit mangelt.

Keine Zeit! Da fällt mir gerade noch der Lustspieldichter Bauernfeld ein, der auch immer „keine Zeit“ hatte. Vor vielen Jahren, in unvergeßlich schönen Sommertagen, lernte ich ihn in Ischl kennen und wir wanderten oft zusammen ins Gebirg oder nach der Redtenbachmühle, wo die Damen Kaffee trinken und Kuchen essen. Eines Tages kamen wir von Laufen zurück — im Kahn auf der schönen, alpgrünen Traun — und als wir an der Esplanade ausgestiegen waren, rannten wir gerade auf eine der angesehensten und liebenswürdigsten Baroninnen des modernen Wien zu, die uns sofort für den Abend einlud. Natürlich galt das eigentlich dem berühmten Dichter, der einer der eingeladensten Männer seiner Zeit war

— der namenlose Student lief nur so nebenher mit. Ab Bauernfeld schüttelte den Kopf und sagte in seiner etwoc brunnigen Weise: „Thut mir leid, Frau Baronin, ich ha' kei' Zeit. Ich komm amal nachmittag auf a Schalerl The wenn's g'rad reg'nt, aber heut hab' ich kei' Zeit.“ All Bemühungen der Dame fruchteten nichts — Bauernfeld hat keine Zeit. Als wir dann allein waren, fragte ich den alte Herrn, ob er denn noch arbeiten wolle. Aber nun schüttel er abermals den Kopf. „Das nicht,“ sagte er. „Aber in halb zehn leg' ich mich nieder. Wenn S' das immer thun dann werden's auch immer a guter Bergsteiger bleiben. Un wenn's amal so alt sind wie ich, dann werden S' g'jeh' haben, wie man das Bergkraxeln im Leben nötig hat.“

Sa, ja . . . man hat es nötig im Leben, das „Bergkraxeln . . . und gar mancher vergeudet auch noch seinen Schlaf, we es ihm angeblich an Zeit fehlt. Gar mancher schwächt an diese Weise seine Nervenkraft, wird zerstreut, unklar, vergeflich, unentschlossen, langsamer im Arbeiten, so daß sich da Übel „keine Zeit“ zu haben, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr steigert. Wir aber wollen's machen wie der alte Bauerrfeld, lieber Leser, und uns beizeiten niederlegen. Gu Nacht! . . .

Unbekannte Welten.

Man hat unserem Zeitalter schon die verschiedensten Namen beigelegt und man nennt es bisweilen auch das prosaische. Sehr mit Unrecht, wenn man dabei, wie es gewöhnlich der Fall ist, an die Lebensgestaltungen denkt, in denen durchaus nicht weniger Poesie steckt als in den Irrungen und Verrungen, die sich in früheren Jahrhunderten zu allerlei untern Abenteuern verdichteten. Der Poesiegehalt des Menschenlebens ist durchaus kein geringerer geworden und wer nur das Organ dafür hat, der entdeckt ihn in unserem Alltagsstreiben ebenso gut wie etwa in der Romantik der Ritterzeit. Dagegen scheint dieses Organ Veränderungen erlitten zu haben und man kann unsere Zeit insofern recht gut eine prosaische nennen, als das Bedürfnis nach allem poetischen offenbar geringe geworden ist, nicht bloß bei der großen Menge, sondern selbst bei denen, die sich Dichter nennen. Während man von den Ursprüngen aller Kultur bis in das vergangene Jahrhundert herauf eine lebhafteste Sehnsucht empfand, über den engen Kreis des Alltagslebens hinaus in unbekannte Welten zu tauchen, ist dieses Verlangen heute verhältnismäßig nur selten zu finden oder doch schwach entwickelt. So kommt es auch, daß das einzig große, in die Unendlichkeit hinausragende Gebiet der Poesie bei den Dichtern unserer Generationen auf ein ganz winziges zusammengeschrumpft ist. Die Dichter früherer Zeiten suchten die Geheimnisse der Natur zu lösen, sie personifizierten die dunklen Mächte, die das All erfüllen, sie schufen Götter und Engel, Feen und Kobolde, sie flogen zu den Sternen empor und stiegen in das Innere der

Erde, es war, als ob das wunderbare Fluidum in ihre Nerven mitflutete mit dem ebenso wunderbaren Aether, der Urstoff alles Irdischen ist und noch immer und in alle Ewigkeit den Inhalt des Raumes bildet. Die Dichter von heute fragen nichts nach all dem, sie beschränken sich ganz und gar auf die sogenannte Wirklichkeit. Das heißt, sie schildern, wo Hans und Grete sich kriegen und wenn sie auf der Höhe der „Moderne“ sind, dann schildern sie zum Unterschied, wie Hans und Grete sich scheiden lassen. Dazu dann noch ein bißchen Börsenkrach, ein Fallissement, die armen Arbeiter, in Deutschland ein Lieutenant oder Reservelieutenant und die Dichtung ist fertig. Die „unbekannten Welten“, die von den Schöpfungsmärchen angefangen bis herauf zu „Faust“ und „Manfred“ den Dichtern so viel zu thun gaben — sie existieren nicht mehr für sie und sie existieren nicht mehr für die Mehrheit des Publikums. Nur in den stillen Laboratorien einiger Forscher lebt die Sehnsucht nach ihnen weiter und in verschiedenen engeren Kreisen, die sich denn auch mit der sie umgebenden Welt in Widerspruch befinden.

Es ist wahr, die Wissenschaft hat uns viele Rätsel gelöst und nicht wenige der „unbekannten Welten“ sind für uns gute Bekannte geworden. Aber mit jedem Schritt, den sie weiter ging, hat sie auch wieder neue Rätsel erblickt, und so haben wir, trotz all der ungeheuren Fortschritte, welche wir in der Erkenntnis der Natur machten, doch nicht wenige unbekannte Welten vor uns als sonst. Gar mancher wird nun daran denken, wie es denn eigentlich auf den Sternen aussehen mag oder wie in Wirklichkeit das Innere der Erde beschaffen ist. Und ein dritter wird sagen: „In der That, ich möchte einmal sehen, mit eigenen Augen sehen, wie das Gras wächst,“ und ein vierter: „Ich möchte dem elektrischen Strom folgen, wenn er von Berlin nach Paris hinüberflutet, so ungefähr, wie ich der Arbeit einer Lokomotive oder eines Dampfschiffes folgen kann.“ Aber was sind selbst diese Fragen gegenüber den „unbekannten Welten,“ die sich demjenigen er-

öffnen, der mit den Naturwissenschaften etwas mehr vertraut ist! Man denke nur an das, was zwischen Schall und Licht sein mag! Schall ist die Empfindung, die in uns hervorgehoben wird, wenn die Schwingungen der Luft unser Trommelfell treffen. Sind es ihrer wenige, so ist der Ton tief; in dem Maße, wie sie in derselben Zeit an Zahl zu nehmen, wird der Ton höher und höher; wenn ihrer aber 40000 in der Sekunde sind, dann nehmen wir sie nicht mehr wahr. Andererseits ist das Licht der Effekt, der hervorgebracht wird, wenn die Lichtwellen unser Auge treffen. Wenn vierhundert Millionen mal Millionen von Schwingungen des Äthers nach unserem Auge gelangen, so sehen wir rot, steigt ihre Zahl, so sehen wir orange und dann der Reihe nach gelb, grün, blau und violett. Aber wir besitzen kein Organ, das in stande wäre, die Eindrücke von den zwischen 40000 und 400 Millionen mal Millionen in der Sekunde liegenden Schwingungen wahrzunehmen. Welche Fülle von Empfindungen kann die Phantasie zwischen diesen Grenzen extrahieren! Denken wir uns ein Geschöpf, mit Organen ausgestattet, die für diesen Reichtum an Eindrücken empfänglich sind, mit einigen Sinneswerkzeugen mehr begabt, als wir Menschen, oder doch mit vollkommeneren! Und könnte es uns nicht möglich sein, diese Welt voll unbekannter Farben, Töne, oder wie man es nennen mag, diese Welt, in der zwischen einer Symphonie von Beethoven und der Farbenpracht eines Bildes von Paul Veronese noch hundert andere Nerveneindrücke denkbar sind, durch irgend welche Hilfsmittel in der Art des Mikroskops, durch irgend welche mechanische oder auch chemische Prozesse zu erschließen? Und diese Welt ist eine Welt, die in der That existiert, die kein Phantom ist, ja, die — innerhalb mehr oder weniger beschränkter Grenzen — von anderen lebenden Wesen zweifellos empfunden wird. Viele Tiere vernehmen Töne, die außerhalb unserer Hörsfähigkeit liegen, und andere, wie die Ameisen, empfinden die sogenannten „ultraviolett“ Lichtstrahlen, die für unser Auge unsichtbar sind. Wieder

andere haben Sinnesorgane, die über die unseren hinausgehen so z. B. die Fische, deren „Schleimkanäle“ sie in den Stand setzen, Schwingungen wahrzunehmen, deren Länge zu groß ist, als daß sie noch als Schall empfunden werden könnten und jene Tiefseefische, die lebendige Glühlampen besitzen, Leuchtvorrichtungen, die erstrahlen, wenn ein Beutetier in die Nähe kommt, und auslöschen, wenn Gefahr droht.

Aber es giebt noch andere „unbekannte Welten“, deren Rätsel unserer Phantasie die wonnigsten Ausflüge gestattet. Nur eine sei hier noch angeführt, die des Raumes. Die meisten modernen Physiker nehmen den Raum als unendlich an. Die Welt, in der unsere Erde mit den übrigen „Himmelskörpern“ schwebt, hat keine Grenzen. Nun kann man aber ebensogut beweisen, daß diese Welt endlich ist, als daß sie unendlich ist — wie, das fällt ja außerhalb des Rahmens dieser Zeilen — und einzelne Denker haben sich deshalb weiter gewagt. Wie man einst von der Anschauung der ebenen Erde zu jener der kugelförmigen überging, so, meinen sie, wird man in naher Zukunft von der Anschauung des unendlichen Weltraumes zu jener eines nach Art der Kreislinien und der Kugelfläche begrenzten übergehen. Ja, es giebt welche unter ihnen, die meinen, die Welt habe überhaupt nicht drei Dimensionen, sondern vier, die vierte sei eben unseren Sinnen unzugänglich. Wie nun in einem Körper von drei Dimensionen (Höhe, Breite und Länge) unzählige zweidimensionale „Flächen“ denkbar sind, so kann man auch in dem vierdimensionalen Raum unzählige Welten gleich unserer dreidimensionalen denken.

Der Leser dieser Zeilen hat nun wahrscheinlich gestutzt, als er von der „vierten Dimension“ hörte, es ist ihm dunkel in die Erinnerung gekommen, als hinge diese mit dem „Spiritismus“ zusammen. Die vierte Dimension ist es ja, welche die Spiritisten mit den Geistern bevölkern. Denken wir uns, es gäbe eine zweidimensionale Welt, Geschöpfe, welche nach Art der Schatten keine Dicke hätten, deren Leben sich auf

Flächen abspielten, so müßten diese uns Dreidimensionale, von denen sie gewissermaßen „umflutet“ wären, wie etwas ungeheuerliches, wie „Gespenster“ empfinden. Ganz analog diesem Verhältnisse denken sich die Anhänger der vierten Dimension dasjenige der „Geister“ zu uns. Diese umfluten uns ebenso, wie wir die Zweidimensionalen umfluten würden. Was den Schreiber dieser Zeilen betrifft, so hat er leider noch nicht das Vergnügen gehabt, ein Gespenst kennen zu lernen, er findet es aber im übrigen echt menschlich, daß man jede „unbekannte Welt“ sofort mit mehr oder weniger menschlicher Einquartierung bedenkt. Andererseits ist es zweifellos, daß „zwischen Himmel und Erde“ mehr ist, „als die Schulweisheit sich träumen läßt“, es sind die „unbekannten Welten“, die sich der Menschheit in Zukunft erschließen werden, vielleicht auch nicht. Daß aber die Sehnsucht nach dem Unbekannten, die Poesie der „unbekannten Welten“ nicht allen abhandeln gekommen ist, beweist der neuerdings wieder so kraß in die Erscheinung tretende Mysticismus und Spiritismus. In der Tiefe des Menschengemüts lebt etwas, das immer aufwärts blicken wird nach irgend etwas Fernem, in den Düsternissen des unbekanntes Gehüllten, nach einem Ideale, nach der blauen Blume, nach dem Himmel, nach der Erkenntnis. Ein paar Jahrzehnte lang hat dieses Etwas bei den meisten geschlummert aber es scheint im Erwachen zu sein und eines Tages inspiriert es vielleicht sogar wieder die Poeten . . .

„Freiheit und Gleichheit“ — „Gerechtigkeit und Liebe.“

Ein Hauptübelstand unserer gesellschaftlichen Einrichtungen — (auch ein Haupthemmschuh für die Entwicklung der Literatur) — ist darin zu suchen, daß Bildungserwerb in der Regel ein „Monopol“ des Geldes ist, statt ein solches der geistig Befähigten zu sein. Die Ausnahmen, die man dem entgegenhalten könnte, kommen nicht in Betracht, weil die immerhin stattliche Schar einzelner, die sich trotz ihrer Armut vermöge günstiger Zufälle oder außergewöhnlicher Energie den Weg nach aufwärts gebahnt haben, gegenüber der Masse verschwindet, und jener dürstige Unterricht, den der Staat gleichmäßig für alle dekretiert, mit dem Begriff „Bildung“ nicht viel zu thun hat. Als Folge dieses Übelstandes aber ist eine ganze Reihe trauriger Erscheinungen zu verzeichnen. Daß die Besitzenden ihrem Nachwuchs die Bildung gewaltsam aufspießen, das führt zu dem genugsam bekannten Bildungsphilisterium, zur Bildungsheuchelei, zu der maßlosen Überhebung von Schwachköpfen, die glauben, überall mitsprechen zu dürfen, weil sie ein paar griechische und lateinische Brocken mühselig erlernt haben, zu der Durchdringung des Beamtenstandes mit unfähigen und deshalb in doppelter Beziehung gefährlichen Elementen und endlich in letzter Linie einerseits zu abscheulichem Protektions-Unwesen und andererseits — wenn das Geld verpufft ist — zur Entstehung des Bildungs-Proletariats. Daß aber die Geistig-Befähigten unter den Besitzlosen nicht zur Bildung herangezogen werden, damit schädigt

sich der Staat geistig wie materiell, indem er sich so viele wirkliche Kräfte entgehen läßt, und weiters ist hier der Urquell jener Unzufriedenheit und Verbitterung zu suchen, die unseren modernen Staatsmännern so viel zu schaffen macht. Die große Masse hat eine unglaublich dicke Haut und der Magen muß lange knurren, ehe sie nur die Faust ballt gegen die Bevorzugten. Die sociale Frage, wie man die Magenfrage der unteren Schichten gewöhnlich nennt, würde noch lange schlummern, hätte sie nicht ihre Wecker an jenen befähigten Köpfen, die erbittert sind über eine Gesellschaft, welche ihnen die Wege nach aufwärts verschloß. Die Triebfedern der revolutionären Bewegung sind diese Unzufriedenen, die zugleich Sonntagskinder der Natur und Stiefkinder der Gesellschaft sind, und neben ihnen eine andere Gattung Unzufriedener, das oben erwähnte Bildungsproletariat; es sind, wenn ich so sagen darf, die Emporkömmlingsnaturen, die man nicht aus dem Ei kriechen ließ, und die Herabkömmlinge, die man künstlich ausbrütete. Alle Nahrung und alle Arznei, die man den Magenkranken einflößt, werden deshalb die sociale Revolution nicht aus der Welt schaffen, wenn man nicht ihre Triebfedern beseitigt. Freiheit und Gleichheit — die einen jagen, wir haben sie, die anderen schreien beständig nach ihnen. Was wir aber brauchen ist Gerechtigkeit, nichts als Gerechtigkeit und wiederum Gerechtigkeit! Die Gesellschaft mache aus jedem das, was er kraft seiner Anlagen werden soll, sie löse den Wechsel ein, den ihm die Natur mit auf den Weg gab. Der Wenigbefähigte wird glücklicher werden, wenn man nicht überspannte Anforderungen an ihn stellt, und das Talent wird es sein, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich zu entwickeln. Sklavennaturen können in einem patriarchalischen Verhältnisse (selbst mit Zugabe von Prügeln) glückliche und nützliche Menschen werden, während sie, gänzlich selbständig, dem Elend verfallen oder sich zu Lumpen heranzubilden, und derjenige, der eine starke Individualität hat, bedarf wieder voller Freiheit, soll

er sich das Glück erringen und der Gesellschaft zum Segen werden. Wer aber von der Natur einen Verbrecherbrief mit bekam — und es giebt trotz Rousseau leider solche Gesellen — den hätschle man nicht nach modernen Humanitätsprinzipien. Man bemühe sich weniger um die Zuchthäusler und dafür mehr um die Armen, man bestrafe Verbrechen, die Gemüthswallungen entspringen (z. B. Diebstahl aus Verzweiflung Kindesmord) milder und gemeine Verbrechen (z. B. auch Ehrabschneiden) schärfer, und ein Scheusal überliefere man trotz seiner zwei Beine und seiner „Seele“ ohne sentimentale Bedenken dem Galgen. „Freiheit und Gleichheit“ sind Sturmrufe, die der Vergangenheit gedient haben, dieser aber auch angehören. Die Natur erschafft die Menschen nicht gleich und deshalb können sie nicht gleich sein; und aus demselben Grunde kann auch das Maß von Freiheit nicht für alle das gleiche sein. Der Sturmruf der Zukunft muß das Wort „Gerechtigkeit!“ werden, und dazu muß sich die Liebe gesellen als der Ritt des von der Gerechtigkeit emporgeführten Baues.

Um ja nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich übrigens ausdrücklich, daß es mir nicht einfällt, die Existenz der Magenfrage zu leugnen, oder die Errungenschaften der Freiheits- und Gleichheitskämpfe zu verunglimpfen. Aber die Begriffe „Gerechtigkeit und Liebe“ haben ja viel weiter reichende Grenzen als „Freiheit und Gleichheit,“ sie umfassen diese, indem sie sie gleichzeitig auf das richtige Maß erweitern oder beschränken, und sie umfassen auch die Magenfrage. Und dann bin ich auch keiner jener Schwärmer, die an die Verwirklichung idealistischer Träume unter den Menschen, deren beste selbst nicht frei von Mängeln sind, zu denken vermögen. Aber wenn man auch das Vollkommene nicht erreichen kann, so kann man sich demselben doch nähern, und wenn man nach Prinzipien keinen Musterstaat baut, so kann ein Musterstaat doch die Tendenz dieser Prinzipien so weit verfolgen, als es praktisch möglich ist. Endlich lehre ich wieder zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung zurück und sage noch ein Wort

über Litteratur, Wissenschaft und Kunst. Insbesondere die Litteratur, die bei der Entwicklung, welche die Dinge genommen haben, nicht mehr von einzelnen Mäcenen abhängen kann, sondern auf ein Massenpublikum angewiesen ist, wird erst dann wieder eine Blütezeit zu verzeichnen haben, wenn dieses Massenpublikum aus den besten Köpfen der Nation besteht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber stehen ihr nur wenige Prozente dieser besten Köpfe zur Verfügung. Von den übrigen ist weitaus die Mehrzahl gar nicht zur Entwicklung gelangt, das Reich der Bildung blieb ihnen verschlossen, weil ihre Eltern arme Teufel waren, und der Rest hat keine Zeit, Bücher zu lesen, oder wenigstens kein Geld, solche zu kaufen. —

Der Luxus einst und jetzt.

Niemand führt die „gute alte Zeit“ häufiger im Munde, als der Sittenprediger, der über den Luxus wettert, und dem Luxus unserer Damen und den Annehmlichkeiten, welche sich unsere Männerwelt gestattet, wird immer und immer wieder die einfache Lebensweise unserer Vorfahren entgegengehalten. Alles Übel und alle Verderbnis soll von der Freude an sinnlichen Genüssen kommen, von der Verschwendungslust, der Sucht zu prassen, dem krankhaften Triebe, mehr auszugeben, als man einnehmen kann, und die „Rettung der Gesellschaft“ wird von der Rückkehr zu den einfachen, bescheidenen Lebensverhältnissen der Vergangenheit erwartet. Aber solche finstere blickende Kritiker finden auch ihre Gegner und diese sehen in all dem nur ungerechte Anklagen und meinen im Gegenteile, daß sich der Luxus, der in unseren Tagen getrieben wird, auch nicht im entferntesten vergleichen läßt mit den tollen Dingen, die zum Beispiel aus der Römerzeit berichtet werden. Wir essen weder Nachtigallen- und Pfauenzungen, noch Fasänen- und Papageiengehirn wie die Freunde des Lucullus, und wir erstickten unsere Gäste nicht unter einem Regen von Hyacinthen und Veilchen, wir lagern uns nicht auf Kissen, die mit Rosenblättern gefüllt sind, wie Kaiser Heliogabalus und seine Unterthanen. Wir sind in demselben Maße sparsamer, mäßiger und einfacher geworden als wir vernünftiger wurden und im Hinblick auf diese Vergangenheit könne man von „Luxus“ eigentlich gar nicht mehr sprechen. Wer hat nun recht von den beiden, wer kommt der Wahrheit am nächsten? Ist es besser oder schlimmer geworden, sollen wir

unsere Häupter mit Asche bestreuen oder uns freuen über die Fortschritte, die wir gemacht haben? Ein Vergleich zwischen dem Luxus von einst und jetzt wird diese Frage beantworten und zugleich einen interessanten Blick auf die tiefe Kluft gewähren, welche die moderne Kulturmenscheit von ihren Vorfahren scheidet.

Aber nicht auf die Römer oder andere Völkerschaften der vorchristlichen Zeit wollen wir zurückgehen, obwohl gerade da von einem Luxus zu erzählen wäre, den wir von unserem Standpunkte aus nur wahnsinnig nennen können. Auch den alten Germanen wollen wir nicht auf die Finger sehen, wenn auch die Frauen und Jungfräulein schon damals einen Sitzenprediger entrüsten mußten, sientemal sie ihre leinenen Unterkleider mit purpurfarbenen Bändern zierten, die man nur von den Phöniziern beziehen konnte und die gewiß nicht billiger waren als die Modeartikel, die sich unsere Damen aus Paris verschreiben. Diese Völker stehen uns in ihrem ganzen Denken und Empfinden vollständig ferne und sie lebten unter wesentlich verschiedenen klimatischen Verhältnissen, so daß ein Vergleich mit ihnen weder viel zu unseren Gunsten noch viel zu unseren Ungunsten sprechen kann. Was hier in Betracht kommt, ist nur die christlich-germanische Zeit und da sollte man meinen, daß mindestens aus jenen Tagen, da der Geist des Christentums gemeinsam mit der noch ungebrochenen kriegerischen Lust sich üppigem Wohlleben entgegenstellte, nicht viel von Luxus zu berichten sei. Indes gab es schon im achten Jahrhundert bei den Franken Cirkus und öffentliche Schauspiele, Karl der Große fand es bereits 808 für nötig, eine Verordnung gegen die übermäßige Pracht in der Kleidung zu erlassen, und wie man sich aufs Essen verstand, beweist ein noch vorhandenes Verzeichnis aus dem achten Jahrhundert, nach welchem zur Bewirtung eines königlichen Gesandten, der sich auf der Reise befand, nicht mehr als die folgenden Dinge herbeigeschafft werden mußten: Feines Brot, Wein, Bier, Speck, Schweinefleisch, Spanferkel, Schöpfe,

Lämmer, Gänse, Fasanen, Hühner, Eier, Öl, Gari (Fischbrühe), Honig, Essig, Kümmel, Pfeffer, Costi (eine Wurzel deren Saft damals den Zucker vertrat), Nelken, Zimt, Lavendel, Mastix, Datteln, Pistazien, Mandeln, Wachs, Salz Gemüse u. s. w. Alles in genau vorgeschriebener, sehr beträchtlicher Quantität.

Am Ende des zehnten Jahrhunderts klagt Ditmar, Bischof in Merseburg, über den Luxus, der allenthalben eingerissen sei, und bemängelt besonders die Kleiderpracht der Frauen. Als der Graf Richard von Cornwallis sich im Jahre 1243 mit der Tochter des Grafen von Provence vermählte, wurden zur Hochzeitsfeier nicht weniger als 30000 Schüsseln zubereitet, und bei dem Vermählungsfeste des Herzogs Lionel von Clarence mit Yolante von Mailand (1386) gab es achtzehn Gänge, jeder von fünfzig verschiedenen Speisen, unter denen besonders vergoldete Spanferkel mit feuerspeiendem Maule hervorgehoben zu werden verdienen. Am 1. Dezember 1391 fand auf einer Insel des Niemen ein vom Heermeister des Deutschen Ordens veranstaltetes Mahl statt, bei welchem dreißig Gerichte aufgetragen wurden. Nach jedem Gerichte erhielten sämtliche Gäste neue silberne Teller und Löffel, bei jedem Trunke, den sie thaten, neue goldene Becher, und alles, was sie einmal berührt hatten, blieb ihr Eigenthum. Einen originellen Einfall hatte Raimund de Bencur, der (1472) zum Schluß einer Festlichkeit dreißig der schönsten Pferde lebendig verbrennen ließ, und sein Landsmann Bertrand Raimbaud, machte sich den Spaß, ein großes Feld pflügen und 30000 Sous in die Erde säen zu lassen. Als Wilhelm von Rosenberg, ein böhmischer Kavalier, sich im Jahre 1578 mit der Marktgräfin Anna Maria von Baden vermählte, währten die Hochzeitsfeierlichkeiten vom 26. Januar bis zum 1. März. 400 Gäste waren geladen und diese verzehrten innerhalb 32 Tagen: 20 Rehe, 40 Rothirsche, 50 Damhirsche, 2130 Hasen, 30 Auerhähne, 250 Fasanen, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 450 Hammel, 516 Kälber, 654 Schweine,

306 Hühner und Kapaunen, 5313 Gänse, 4 Hausen, 350
 307 ffische, 675 Neunaugen, 780 Seringe, 6380 Forellen,
 309 Hechte, 18120 Karpfen, 7096 geräucherte Fische,
 310 Seezungen, 19200 Krebse und 30947 Eier. An böh-
 311 men, ungarischen und deutschen Weinen wurden 1100 Eimer
 312 t. Von spanischen Weinen, die zu jener Zeit nur als
 313 zin gebraucht wurden, gingen 40 Tonnen auf und außer-
 314 drank man 903 Fässer böhmischen Bieres.

315 Noch weit luxuriöser waren natürlich die Feste, welche ge-
 316 Häupter gaben. Bei diesen zählten die Gäste in der
 317 nach Tausenden und was da verzehrt wurde ist gerade-
 318 unglaublich. Als Herzog Georg von Bayern-Landshut
 319 die polnische Prinzessin Hedwig heiratete wurden während
 320 ermählungstage, um nur das Hauptächlichste zu nennen
 321 Ochsen, 62000 Hühner, 5000 Gänse, 162 Hirsche, 75
 322 Schweine und 440 Fässer Wein vertilgt. Besonders
 323 fant muß aber das Beilager gewesen sein, welches 1468
 324 von Burgund mit Margaretha von England zu Brügge

325 Auf den großen Tafeln befanden sich 30 kostbare,
 326 jüngstem Maße angefertigte Schiffe, gefüllt mit allen
 327 hen Braten, und jedes derselben war von vier Booten
 328 et, welche Gemüse an Bord hatten. Als die Gäste sich
 329 asel gesetzt hatten, trabte ein stattliches Roß, als Ein-
 330 maskiert, an den Tisch, geleitet von einem als Bären
 331 deten Knaben. Diesem folgte ein Löwe, aus dessen
 332 o heraus vier Sänger hochzeitliche Hymnen sangen. Zum
 333 sch des sonderbaren Mahles aber kam ein Walfisch in
 334 Saal, den vierzehn im Innern verborgene Männer in
 335 gung setzten, und als er der Braut nahe war, schlüpf-
 336 us seinem Rachen zwölf Tänzer, die nun eine Art Ballett
 337 hrten und sich gegenseitig bald in den Fisch hinein und
 338 wieder herausjagten. Bei diesem Feste wurden an einem
 339 16 Ochsen, 250 Schöpfe, 250 Lämmer, 10 Schweine,
 340 Hasen, 200 Fasanen, 500 Kapaunen, 1000 junge Hühner,
 341 Rebhühner und noch vieles andere verzehrt. Von der

Hochzeit Johanns des Beständigen von Sachsen mit Sophie von Mecklenburg berichtet der Chronist: „Verzeichnete Pferde, so mein gnedigster Herr gefüttert haben, ist gewesen sieben-
halbtausend, der verzeichneten Personen, so zu dieser Hochzeit gespeist sind worden, ist gewesen bei eilfthalftausend!“ Bei einem Turnier, welches zur Feier desselben Festes stattfand, war auch eine groteske Scene eingeschoben, indem die Herren Heinrich von Jeshwitz und Rudolf von Frank ihre Pferde maskiert hatten — das eine als Löwe, das andere als Wildschwein. Übrigens wurde die Zahl der Gäste bei dieser Schmauserei noch häufig übertroffen, z. B. bei dem Hochzeitsfeste Kaiser Friedrich II. mit Isabella von England (1235), dem allein 12000 Ritter als Hochzeitsgäste bewohnten.

Diese Neigung zu maßlosem Luxus blieb übrigens durch-
aus nicht auf die Fürsten und den Adel beschränkt. Die Polizeiordnungen aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts klagen darüber, daß der Luxus immer mehr auch alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft durchdringe. So heißt es da unter anderem: „Die Köstlichkeit der Kleidung wird durch-
aus so unmäßiglich gebraucht, daß unter den Fürsten und Grafen, Grafen und Edelmännern, Edelmännern und Bürgern, Bürgern und Bauersmann kein Unterschied erkannt werden möge. Durch gülden Tücher, Sammet, Damast, Atlas, fremde Tücher, köstliche Barette, Perlen und Unzgold, dero man sich zur Köstlichkeit der Kleidung gebraucht, wird ein überschwänglich Geld aus Deutschland geführt.“ — Bei der Hochzeit der Tochter des Bäckers Veit Gundlinger mit dem Zinkenbläser Blauch in Augsburg (1493) dauerte das Gelage acht Tage lang und dabei wurde an sechzig Tischen gespeist. Unter den Gästen befanden sich 213 Verwandte der Braut, 157 des Bräutigams, 170 Bäckerknechte und einige „Ratsherrlein und fürnehme Herren und Frauen.“ Verzehrt wurden: 20 Ochsen, 30 Hirche, 96 Schweine, 49 Zicklein, 46 Kälber, 1006 Gänse, 15 Auerhähne, 500 Hühner, 15000 Fische, 10000 Eier, 20 Centner Butter und noch manches andere. Auch über das

Kleid der Braut weiß der Chronist viel Erbauliches zu berichten. Dieses Kleid bestand aus unzähligen zusammengesetzten Stücken weißen und blauen Seidenstoffs. Alle Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt, um den Saum „des Röckleins“ ging eine breite Goldspange, und die Armbänder waren mit edlem Gestein gar reichlich besetzt. Die Strümpfe hatte sie „mit güldnen Fädlein“ gebunden und die Schuhe waren verschwenderisch mit Silber geschmückt. — Was die Toilette einer Bürgersfrau in der „guten alten Zeit“ kostete, das kann man aus dem „Hausbuche“ des Gerbermeisters Valentin Gierth in Liegnitz erfahren. In diesem Buche finden sich unterm 12. Mai 1619 die Kosten einer Toilette erzeichnet, welche die Frau Meisterin bei einem festlichen „Besperbrote“ trug, und zwar wie folgt: „19 Ellen Damaschken um Kleide 18 Thlr. 18 Gr. Silberne Posamente zum Besatz 11 Thlr. 9 Gr. Ein güldener Latz 4 Thlr. Handschuhe und seidenes Strumpfwerk mit silbernen Zwickeln 3 Thlr. 3 Gr. 9 Heller. Ein paar niederländische Schuhe mit silbernen Röslein 5 Thlr. Eine neue Haubenkappe mit silbernem Deckel 13 Thlr. Ein Fächer 1 Thlr. 18 Gr. Allerlei Gebändrich und Spitzenzeug 7 Thlr. 14 Gr. — Macherlohn des Kleides samt Auslagen 6 Thlr. 3 Gr. 4 Heller. Gemachte Blümlein auf den Latz zu heften 1 Thlr. Die güldene Kette nebst den Armringen auffrischen zu lassen 13 Gr. Über 80 Thaler hat also das Kostüm der Frau Rotgerberin gekostet, und nun bedenke man den gewaltigen Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Geldwerte!

Der Aufwand, der in den unteren Klassen getrieben wurde, veranlaßte denn auch die Behörden immer wieder zum Einschreiten, während sich der Adel häufig selbst zu schützen suchte, indem man (ein nachahmenswertes Beispiel!) in größeren Kreisen Verträge schloß, in welchen für den zu machenden Aufwand, insbesondere für die Kleidung bestimmte Grenzen festgesetzt wurden. Im übrigen fehlte es weder an Reichs-

gesetzt noch an städtischen Verordnungen gegen den Luxus, ohne daß dieselben je viel genützt haben. So bestimmte z. B. die kursächsische Polizei- und Kleiderordnung vom Jahre 1612, daß bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein sollten, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet. Zu einer kleinen Hochzeit werden 14 Tische gerechnet. Das Essen soll nicht über drei Stunden dauern. Ferner wird den „Weibern“ der Doktoren und Professoren, sowie der unteren Stände verboten, ganz samtene Kleider zu tragen. „Auch sollen sie sich aller ausländischen, fremden Trachten, es sei spanisch, französisch, englisch, wälsch oder wie sie sein mögen, insonderheit der großen Eisen und Wülste unter den Röcken (ei, ei!), item der Rabatten und lang entblößten Hälse gänzlich enthalten. Zu ihrem Hauptschmuck mögen sie eine goldene oder seidene Haube mit Perlen befestet, jedoch ohne Goldrosen, tragen. Gänzlich werden ihnen verboten: Perlenketten, Kleinodeien, Gehenke von geschlagenen Goldrosen, Schleier mit Goldrosen, Unterläge unter die Schleier mit Gold, Perlen, Goldrosen; ferner samtene Schuhe, Pantoffel oder Stiefel mit Perlen, Gold oder Silber gestickt, seidene Strümpfe, Hauptdecken oder Schnupftücher mit Perlen oder anderem Geschmeide gestickt, Futter und Aufschläge von Zobel und Hermelin oder andere Futter, was köstlicher ist als Marder.“ Genutzt haben diese Verordnungen, wie gesagt, niemals sehr viel.

Trotzdem scheint es, als ob der Luxus mäßiger würde, je mehr man sich unseren Tagen nähert. Der unsinnige Aufwand in den Gewändern scheint zu schwinden und Röcke und Wämser aus Gold- und Silberstoff, mit Perlen und Edelsteinen besetzt giebt es bald nicht mehr. Auch den gewiege-
testen Gourmands fällt es nicht mehr ein, ihre Speisen mit Gold würzen zu lassen, wie es im Venedig der Renaissance geschah, und keine Dame braucht wie eine Venetianerin des 17. Jahrhunderts 7 Stunden, sage sieben Stunden, zu ihrer Toilette. Feste von der Großartigkeit der geschilderten wer-

den immer seltener und selbst die tollsten Versuche neuerer Zeiten erscheinen neben den Gelagen früherer Jahrhunderte klein und unbedeutend. Die letzte dieser Riesenspektakel war wohl das Lustlager, das August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, im Juni 1730 bei Zeithain hielt. Dabei wurde für die ganze Armee von 30 000 Mann offene Tafel gegeben. Die Soldaten saßen in zwei ungeheuren Reihen an für diesen Zweck neugefertigten Tischen, die gebratenen Schenkwiertel vor sich an Pfählen befestigt. Das Dessert dieser Mahlzeit bildete ein kolossaler Kuchen, der unter Leitung des Oberlandbaumeisters von einem Zimmermann mit einem drei Ellen langen Messer zerschnitten wurde. Für die Mahlzeit hatte jeder Soldat einen neuen hölzernen Teller mit eingebraunten auf die Lagerzeit bezüglichen Verzierungen erhalten und diese Teller mußten nach aufgehobener Tafel auf Kommando in die Elbe geworfen werden, was einen eigentümlichen Anblick gewährt haben mag. Die Teller vertraten so die Stelle unserer heutigen Zeitungsberichte und brachten die Kunde von dem seltsamen Feste in alle Elbestädte. — Von da an werden, wie bemerkt, die Berichte über großartige Festlichkeiten immer seltener und der dabei gemachte Aufwand läßt sich nicht im entferntesten mit dem Luxus früherer Zeiten vergleichen. Einem originellen Einfall verdankte übrigens das am 25. Oktober 1694 von Sir Edward Russell, dem Kommandanten der englischen Mittelmeerflotte gegebene Punschfest seine Ausführung. Die Bowle dieses Punschfestes war ein großes Marmorbecken, das im Kreuzungspunkte von vier Orangenalleen angebracht war. In jeder dieser Alleen war eine Tafel aufgestellt und in dem Becken, auf der Oberfläche des Punsch, schwamm ein kleiner aus Mahagoniholz gefertigter Kahn, von dem aus ein als Ganymed gekleideter Schiffsjunge das feurige Getränk verabreichte. Die Bowle selbst enthielt drei Stüdfässer Branntwein, 8 Fässer Wasser, 25 000 Limonen, 13 Centner Zucker, 5 Pfund Mustaten und eine Pinte Malaga. Ein ähnliches Fest gab 1769 Admiral Bas-

town in Amerika den Offizieren seiner Flotte. Dieser großartige Punsch kostete 12684 Dollars und enthielt 600 Flaschen Rum, 600 Flaschen Cognac, 1200 Flaschen Malaga und 4 Tonnen Wasser, wozu noch 200 Stück geriebene Muskatnüsse 20 Pfund Vanille, 600 Pfund Zucker und 2600 Citronen kamen.

So ist also der Luxus durchaus kein „Kulturprodukt“ unserer Tage und es hat den Anschein, als würde jener Lobredner der Gegenwart Recht behalten, der behauptet, die Welt sei in demselben Maße sparsamer, einfacher und mäßiger geworden als sie vernünftiger wurde. Sehen wir aber genauer zu, so kommen wir doch zu einem etwas anderen Resultate, wenn wir deshalb auch nicht in Stirnrunzeln und in Zorn geraten werden, wie der Sittenprediger, der unserem Sodom und Gomorrha die gute alte Zeit entgegenhält.

Es ist wahr — Feste wie die geschilderten giebt es heutzutage nicht mehr und man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man einen der angeführten „Speiszettel“ etwa mit dem folgenden vergleicht, der nichts anderes ist, als die Liste der bei den Hofbällen eines unserer größten Höfe zur Ausstellung gelangenden Speisen. „3 Schüsseln Lachs und ebensoviel Forellen,“ heißt es da, „3 Rindsleiden, 3 Schmalteerrücken, 3 Kalbsrücken, 3 Truthühner 3 Schinken, 3 Schüsseln Fasanen, 3 Schüsseln Poularden, 6 Schüsseln Kalbskotelettes, 6 Schüsseln junge Hühner u. s. w. u. s. w., alles kleine niedliche Zahlen, obwohl es sich nur um Schinken und Truthühner und nicht um gebratene Ochsen handelt. Mit einer einigermaßen imponierenden Ziffer ist nur der Kartoffelsalat vertreten, der uns aber kaum in den Verdacht der Völlerei bringen wird. Auch die Tafeleien unserer reichen Leute sind verhältnismäßig dürftig, wenn man sie mit den Gelagen der Adelligen in früherer Zeit vergleicht; Hochzeiten wie jene der Bäckerstochter Gundersinger, bei denen, abgesehen von allem anderen, 20 Ochsen vertilgt werden, wird man heute nicht einmal in den vornehmsten Kreisen, und umsoweniger beim

Bürgerthum finden, und unsere Tracht hat sich vollends ganz bedeutend vereinfacht, insbesondere die männliche. Das alles muß man ohne Einschränkung zugeben — aber der Dämon Luxus hat deshalb unsere Welt nicht verlassen, er hat sich nur anders maskiert. Wenn sich die Fellsgerberin Gierth in Liegnitz ein kostbares Kleid wie das geschilderte machen ließ, dann war das ein Schatz, der nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde, den die Besitzerin ihr ganzes Leben lang ehrte und der oft noch auf die Nachkommen vererbt wurde. Ebenso war es mit den Prachtgewändern der Männer, über deren Kostbarkeit wir staunend den Kopf schütteln. Das alles war dauerhaft, fast unverwüsthlich gemacht und unterlag nur wenig der Mode, so daß es häufig von den Eltern auf die Kinder vererbt wurde. Sogar die Staatskleider der kaiserlichen Beamten gingen nicht selten an die Nachfolger in ihrem Amte über und man konnte also diese Gewänder in allen Fällen als Stücke von bleibendem Wert betrachten. Wie anders ist das heute! Die Lebensdauer eines Kleides geht in der Regel über eine „Saison“ nicht hinaus, jedes Jahr bringt neue Moden und selbst ein armes Nähmädchen würde sich schämen, wenn sie mit einem Hut herumgehen müßte, wie man ihn vor fünf Jahren trug. Nicht viel besser geht es uns Männern. Heute trägt man lächerlich enge Beinkleider, ein Jahr später ebenso lächerlich weite: heute darf der Überrock nur bis an die Hüften reichen und vor zwölf Monaten mußte er so lang sein, daß man kaum die Füße sah. Das winzigste unbedeutendste Ding, das wir zu unserer Toilette bedürfen, unterliegt einem beständigen Wechsel in der Ausfertigung, so daß ein Mensch, der immer „tadellos“ gekleidet sein will, der sich weder „veraltet“ tragen, noch alle Eintagsfälle der Mode mitmachen will, bald eines eigenen Studiums bedürfen wird. Und ähnlich wie mit unseren Kleidern verhält es sich mit allen Dingen. Die Bezeichnung „kostbar“ verdienen die Gerätschaften, welche wir verwenden,

sicher nicht mehr, niemand fällt es ein, viel Geld dafür auszugeben, aber jeden Augenblick ist etwas davon „veraltet,“ „unmodern“ — wenn es nicht noch früher zerbrochen, zer-rissen oder verbleicht ist. Ja sogar unser ganzes Heim unter-liegt mehr oder weniger diesem launenhaften Hin- und Her-springen der Mode. Während die Möbel alter Schlösser und Bürgerhäuser durch Jahrhunderte hindurch geehrt und ge-braucht wurden, neigen wir uns bald der Renaissance und bald der Gothik zu, liebäugeln bald mit den Türken und bald mit den Japanesen, zum mindesten aber haben wir jedes Jahr neue Stuhllehnen und Betthäupter, neue Mode-hölzer und Modestoffe. Und wenn wir uns dann den Gela-gen und Festen vergangener Jahrhunderte zuwenden, so fehlt es uns auch dafür nicht an einem Ersatz in der Gegenwart — Dämon Luxus hat sich nur anders maskiert. Wenn das Leben damals von Zeit zu Zeit durch solche Schmausereien und Zechereien unsinnigster Art unterbrochen wurde, so war es dafür, im Durchschnitt genommen, einfacher. Wir schla-gen nicht mehr derart über alle Stränge, aber wir haben dafür zahlreiche Dinge, die damals noch gar nicht bekannt waren oder als seltene Genüsse galten, gewissermaßen „po-pularisiert“. Jede Arbeiterfrau trinkt jetzt täglich ihren Kaffee, und Thee und Schokolade gehören auch nicht mehr zu den Reservatrechten der Reichen. Das drastischste Beispiel lie-fert uns aber der Tabak, der sich bekanntlich erst im sieb-zehnten Jahrhundert bei uns einbürgerte und dem heute so allgemein und stark gehuldigt wird, daß die ungeheuren Summen, die gegenwärtig alljährlich in Rauch verwandelt werden, unseren Nachkommen in künftigen Jahrhunderten (oder Jahrtausenden?) ebenso verwunderlich erscheinen wer-den, wie uns die Hunderte von Ochsen, die unsere Vor-fahren zur Feier einer einzigen Hochzeit verzehrten. Auch die öffentlichen Vergnügungen sind in ähnlicher Weise po-pularisiert und zugleich vermehrt worden. Während früher der Wirtshausbesuch eine Sache des Sonntags war, ist

er jetzt etwas sehr alltägliches und zu den Wein- und Bierhäusern haben sich die Kaffeehäuser gesellt. Selbst kleine Städte haben jetzt schon ständige Theater, und zu diesen kommen die zahlreichen Concerte feinerer und gröberer Art, die wandernden Cirkusgesellschaften, Bälle und Maskeraden, die Vereine mit ihren geselligen Veranstaltungen und anderes mehr. Wir lieben nicht mehr das Majestige, Grandiose bei unseren Vergnügungen (auch das Schwinden der Volksfeste zeugt dafür), wir unterhalten uns lieber in kleineren Kreisen, in bescheidenerem Maße und dafür so oft als irgend möglich. Es giebt in der That sehr viele Herren und Damen, die nicht imstande sind, auch nur einen einzigen Abend in der Woche zu Hause zuzubringen, und nur ein sehr kleiner Teil unserer Männerwelt gehört nicht zu den regelmäßigen Besuchern der Clubs, Cafés und Wirtshäuser.

Wir leben also kaum mehr, aber auch kaum weniger luxuriös als unsere Vorfahren und das ist schließlich auch leicht zu erklären. Der Luxusgeist ist eben wirklich ein Dämon, ein dem Menschen innewohnender Trieb, der durch äußeren Zwang zwar etwas eingeschränkt aber nicht bekämpft werden kann. Beherrschen werden ihn immer nur Einzelne — die starken Charaktere — während die Masse sich stets mehr oder weniger von ihm fortreißen lassen wird, wovon uns ja schon die Bibel erzählt. Der Dämon wird leben, so lange Menschen leben, nur die Maske ändert sich mit den Zeiten und schmiegt sich stets den durch Natur und Kultur erzeugten Lebensverhältnissen an. Unsere Zeit hat ihr Gepräge durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Industrie erhalten und der Luxusgeist ist dieser Wendung sofort gefolgt. So erklärt sich all das scheinbar Unruhige, Launische in unseren Liebhabereien als die Folge der rapid fortschreitenden Technik. Zur Zeit der Blüte des Gewerbes, da auch der Handwerker als Künstler schuf, wurden Gerätschaften, Schmuckgegenstände, Kleidungsstücke als Kunstwerke behandelt, mit großen Summen bezahlt und nicht bloß für

ein Menschenleben, oft für eine Reihe von Generationen erworben. Heute gehorchen wir der Wissenschaft und der ihr auf den Fersen folgenden Industrie. Als ein Beispiel dafür mag nur der mit jeder Saison stattfindende Wechsel der Modefarben angeführt sein. Von diesen hunderten und hunderten von Farbennüancen hätte man sich vor fünfzig Jahren noch nichts träumen lassen. Jetzt bringt die Mode mit jeder Jahreszeit neue Schattierungen, und wenn ein in seiner Klausur sitzender Denker brummig den Kopf über die Thorheit der Menschen schüttelt, so denkt derjenige, der sich im Leben umgethan hat, lächelnd an das Laboratorium der chemischen Fabrik. Dort wandelt ein Mann auf und ab, der jedes Quartal mindestens einen neuen Farbkörper aus Steinkohlen oder anderen Dingen extrahiert, und dieser stille Gelehrte ist im Grunde genommen die einzige Ursache, daß die Modedame ihr fast noch neues Kleid der Kammerjungfer schenkt, weil in diesem Frühjahr das Graue „um einen Gedanken“ mehr ins Blaue spielen oder das Rot einen etwas stärkeren Stich ins Gelbe haben muß.

So sehen wir, daß der Luxustrieb auch seine guten Seiten hat und daß er in letzter Linie sogar die rein idealen Besitztümer der Menschheit — Kunst und Wissenschaft — fördern hilft. Mag der Eine und der Andere sich von dem Dämon auch zu weit fortreißen lassen, so weit, daß er sich selbst zu Grunde richtet, er wird doch fast immer damit der Allgemeinheit gedient haben, und so zeigt sich auch hier wieder nur die Spiegelung des großen Weltgesetzes, das kein Erbarmen mit dem Einzelwesen kennt und nur auf die Sicherung des Fortbestandes des Ganzen gerichtet ist. Was liegt denn daran, wenn ihr euch die Häse brecht, Verschwender und Genußmenschen! Ihr gebt damit tausend fleißigen Händen Arbeit und hundert talentierten Köpfen Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu erproben, und die Menschen sollten euch Denkmäler setzen, statt euch zu schmähen.

Cum grano salis natürlich, wenn ich bitten darf. Ich möchte niemand zur Verschwendung verleiten und nichts weniger, als unsinnigen Luxus verteidigen. Nur für mildernde Umstände möchte ich plaidieren, nachdem ich weder dem Propheten rechts noch jenem links beistimmen kann, sondern sagen muß: Wir sind zwar, gottlob, nicht schlechter geworden, aber, wie mir scheint, auch nicht besser! —

Die Arbeitskraft der Zukunft.

Sahrtausende mußten vergehen, ehe wir uns die Natur so weit unterwarfen, daß sie nun auch für uns arbeitet. Wohl reichen die Windmühlen und Wasserräder ziemlich weit in die Vergangenheit zurück, aber ihre Leistungen konnten nur sehr bescheidene sein und in der Hauptsache war das für der Menschen thätige die eigene Muskelkraft und die der Tiere. Das wurde erst anders, nachdem Watt im Jahre 1768 die erste brauchbare Dampfmaschine gebaut hatte, und dieses Jahr bezeichnet denn auch den Anfang eines neuen Zeitalters. Man begann nun damit, von den Schätzen unseres Weltkörpers auch die Kraft auszunützen, nachdem man so lange fast nur den Stoff verwendet hatte, und die Umwälzungen, welche diese Erfindung verursachte, mußten deshalb ungeheure sein. Daß sie es in Wirklichkeit waren, wissen wir, und doch sind sie nur klein im Verhältnis zu jenen, welche die Zukunft bringen muß, denn was auch seither geschehen ist, wir stehen erst am Anfang dieses „neuen Zeitalters“.

Die Erfindung und Ausbildung der Dampfmaschine ist nur einem ersten Schritt auf dem neuen Wege zu vergleichen. Den zweiten hat die Zeit gemacht, in der wir leben, indem sie die Elektrizität in den Dienst der Arbeit stellte. Mit Hilfe der von Siemens erfundenen Dynamomaschine sind wir imstande, mechanische Kraft (z. B. die Kraft eines Wasserfalls) in elektrischen Strom zu verwandeln, dieser kann in die Ferne geleitet und dann wieder mit dem Elektromotor, der Umkehrung der Dynamomaschine, in arbeitende (Ma-

chinen treibende) Kraft umgeformt werden. Die Dampfmaschine verwertet von der Naturkraft nur den in der Kohle aufgespeicherten Teil, also einen sehr kleinen Teil, und sie nützt ihn überdies nur in der Weise eines sinnlosen Verschwenders aus, indem sie nur sechzehn Prozent des theoretischen Nutzeffekts giebt, was ungefähr so viel bedeutet, als ob man von hundert Mark immer nur sechzehn verwerthete und die übrigen vierundachtzig durchs Fenster würfe. Die elektrodynamische Maschine setzt uns nun in den Stand, auch andere Naturkräfte in ausgiebiger Weise arbeiten zu lassen und zwar insbesondere die Kraft des fließenden Wassers, die Kraft des Windes und die Kraft, welche die Erhebung der Ebbe und Flut bewirkt. Indem sie diese verwendet, beraubt sie uns nicht der Kohle, die wir als Brennmaterial benötigen und mit der es rasch zu Ende gehen würde, wenn man den Raubbau, wie er gegenwärtig betrieben wird, so weiter betreibt, sie macht uns vielmehr Naturkräfte dienstbar, welche bisher für den Menschen fast verloren gingen.

Es ist bekannt, daß die Kraft des strömenden Wassers auf diese Weise bereits reichlich ausgenützt wird. Am stärksten in Amerika, wo ganze Industriebezirke mit elektrischem Strom arbeiten, der mit Hilfe von Dynamomaschinen Wasserläufen entnommen wird. Bei uns geht die Schweiz voran, was bei ihrem Reichtum an leicht verwertbarer Wasserkraft klarlich ist. Mit der Verwertung von Ebbe und Flut geht es natürlich langsamer, obwohl in Amerika und in Frankreich bereits die Anfänge dazu gemacht sind. Man legt große Becken an, von denen das eine nur zur Zeit der Fluthöhe mit dem Meere verbunden wird und das andere nur zur Zeit der tiefen Ebbe. So erhält man in den zwei Becken zwei Wasserflächen, von denen die eine beständig höher steht, wodurch ein stetes Herabfließen und damit die von der Dynamomaschine aufzunehmende Kraft erzielt wird. Was endlich die Windkraft betrifft, so läßt sich diese mit Hilfe der

Accumulatoren (Ansammler elektrischen Stroms) aufspeichern und dann beliebig benutzen. Hat man erst eine praktische billigere Konstruktion der Accumulatoren, dann wird auch die ausgiebige Verwertung dieser Naturkraft nichts im Wege stehen.

Wird nun aber die Arbeitskraft der Zukunft wirklich die Energie des bewegten Wassers und der bewegten Luft sein? Wird die Dynamomaschine wirklich den Vermittler zwischen Naturkraft und Menschenwerk bilden?

Gegenwärtig hat es den Anschein, als ob es so kommen würde. Vielleicht gehört auch die nächste Zukunft wirklich der Übertragung mechanischer Kraft mit Hilfe der Elektrizität. Aber wer kann wissen, ob nicht schon bald ein weiterer Schritt auf dem neuen Wege gemacht wird? Er wird eines Tages sicher gemacht werden und auf ihn hinzuweisen, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Alle „Naturkräfte,“ alle Energieformen, die wir als Arbeitskräfte verwenden, sind nur Umwandlungen der Sonnenwärme. Die Kohle ist in Pflanzkörpern aufgespeichert. Sonnenwärme und Luft und Wasser werden durch die Sonnenwärme bewegt. Auch die Muskelkraft ist umgewandelte Sonnenwärme und nur bei der Erscheinung der Ebbe und Flut steht die Sonne in zweiter Reihe und in erster die Massenanziehung (zwischen Erde und Mond). Da liegt nun eigentlich der Gedanke nahe, die Arbeitskraft, die doch nur eine Modifikation der Sonnenwärme ist, direkt der Sonne zu entnehmen. Warum thun wir es nicht? Weil wir bis jetzt keine Vorrichtungen haben, um die Energie der Sonne aufzuspeichern und sie dann als Kraft, Licht oder Wärme zu benutzen. Weil die Maschine noch nicht erfunden ist, die an Stelle der Kohle oder des Wassers die Sonne arbeiten läßt.

Aber sie wird erfunden werden und der Weg dazu ist vielleicht schon vorgezeichnet.

Bereits im Jahre 1822 wurde von Seebeck entdeckt, daß

nan Wärme in Elektrizität umwandeln kann. Man nennt solche durch Wärme hervorgerufene elektrische Ströme Thermostrome und Vorrichtungen, welche diese Umwandlung besorgen, Thermo Säulen. Eine solche Säule besteht im Prinzip aus zahlreichen Streifen zweier verschiedener Metalle, die abwechselnd aneinander gereiht und an den Berührungspunkten verlötet sind. Wenn man die Streifen des einen Metalls erwärmt und die beiden Endstreifen durch einen Draht verbindet, so kreist in dem Apparat ein elektrischer Strom.

Merkwürdigerweise sind auf dem Gebiet der Thermo elektricität bis zum heutigen Tage nur sehr bescheidene Fortschritte zu verzeichnen. Die Techniker wenden sich offenbar mit Vorliebe sämtlich dorthin, wo rasche und ziemlich sichere Erfolge zu erzielen sind, und so kam es, daß bei der Elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. (1891), die ein geradezu überwältigendes Bild von den Leistungen der modernen Elektrotechnik darbot, für die Thermo elektricität ein bescheidenes Tischchen ausreichte. Die Thermo Säulen haben eben zur Zeit noch gar keinen praktischen Wert, da die erzielte elektromotorische Kraft zu dem verbrauchten Heizmaterial in sehr ungünstigem Verhältnis steht. Es ist aber nicht un Wahrscheinlich, daß es einmal gelingen wird, durch konzentrierte Sonnenstrahlen solche Thermostrome zu erzeugen und diese dann entweder mit Elektromotoren sofort in Arbeitskraft zu verwandeln oder sie in Accumulatoren für beliebigen späteren Gebrauch aufzuspeichern.

Das ist ein Weg, der dazu führen kann, die Sonne direkt in unseren Dienst zu stellen. Ob gerade dieser Weg eingeschlagen werden wird, mag dahin gestellt bleiben, aber es ist doch sehr wahrscheinlich. Jedenfalls stehen wir am Vorabende großer Dinge, die das Gesicht der Menschenwelt noch sehr viel mehr verändern werden, als es durch die Dampfmaschine geschah und durch die Dynamo noch geschehen wird. Man fasse den Gedanken nur recht, daß es möglich ist, die

Sonnentwärme anzusammeln und sie dann nach Belieben zum Arbeiten, zum Heizen, zum Leuchten zu verwenden! Und dabei handelt es sich wahrscheinlich auch wieder nur um ein „Ei des Columbus,“ um eine ebenso einfache Idee, wie die der Dampfmaschine und die der Dynamo. Ob wohl der Mensch schon geboren ist, in dessen Gehirn sie eines Tages aufblitzen wird?!

E n d e.

Von Emil Feshtau ist im Verlag von J. H. Schorer
A. G. in Berlin erschienen:

Lebensrätsel.

Neue Novellen.

Der schwerste Kampf.
Die Psychologie der Liebe.
Der Studienkopf.
Rohrdommeln.
Gretchen.

Über dieses Werk schreibt Martin Greif in einem längeren Artikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ unter anderem: „Mit atemloser Spannung haben wir jede dieser fünf Novellen gelesen, womit uns dieser, noch lange nicht nach seinem Wert erkannte, hochbegabte Autor jüngst beschenkt hat. Was aber den Genuß, je tiefer man sich in das Buch hineinliest, desto erheblicher steigert, dürfte in der Neuheit der dargestellten Handlungen ebenso liegen, als auch in der geradezu meisterlichen Erzählungskunst, zu deren seltenen Eigentümlichkeiten es zu gehören scheint, jedesmal die dem poetischen Stoff entsprechende Färbung der Sprache zu finden. So bildet jede dieser Geschichten ein geschlossenes Ganze für sich, in das wir mit Lust und Freude eindringen und das uns auch nach der Lektüre noch lang in unserem Innern beschäftigt. Sind es doch lauter Themata von psychologischer Besonderheit, welche hier gewissermaßen in einem Karitätenkabinett vor uns ausgebreitet und mit kundiger Hand vorgezeigt werden. Gleichwohl findet man keine gesuchten oder gekünstelten Monstra darunter, wenn wir auch an das Dämonische der Menschennatur fortwährend gemahnt werden und die psychologische Erklärung des Problems bis zu dem Punkte fortgeführt wird, da das psychische Rätsel einer jeden ferneren Deutung spottet. Aber ein geistiges Band verknüpft diese mannigfachen bis hart an die Grenze des Wunders gerückten und dem dichten Schleier des mystischen Geheimnisses verhüllten Erscheinungen aus dem innersten Seelengebiete . . .“

THE [illegible]

[The main body of the page contains several paragraphs of extremely faint, illegible text. The text appears to be a formal document or report, possibly detailing the organization and activities of the group mentioned in the header. The lines of text are too light to transcribe accurately.]

W

B. F. L. Bin. 101
AUG 28 1919

BOSTON PUBLIC LIBRARY



3 9999 05535 657 8

